Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

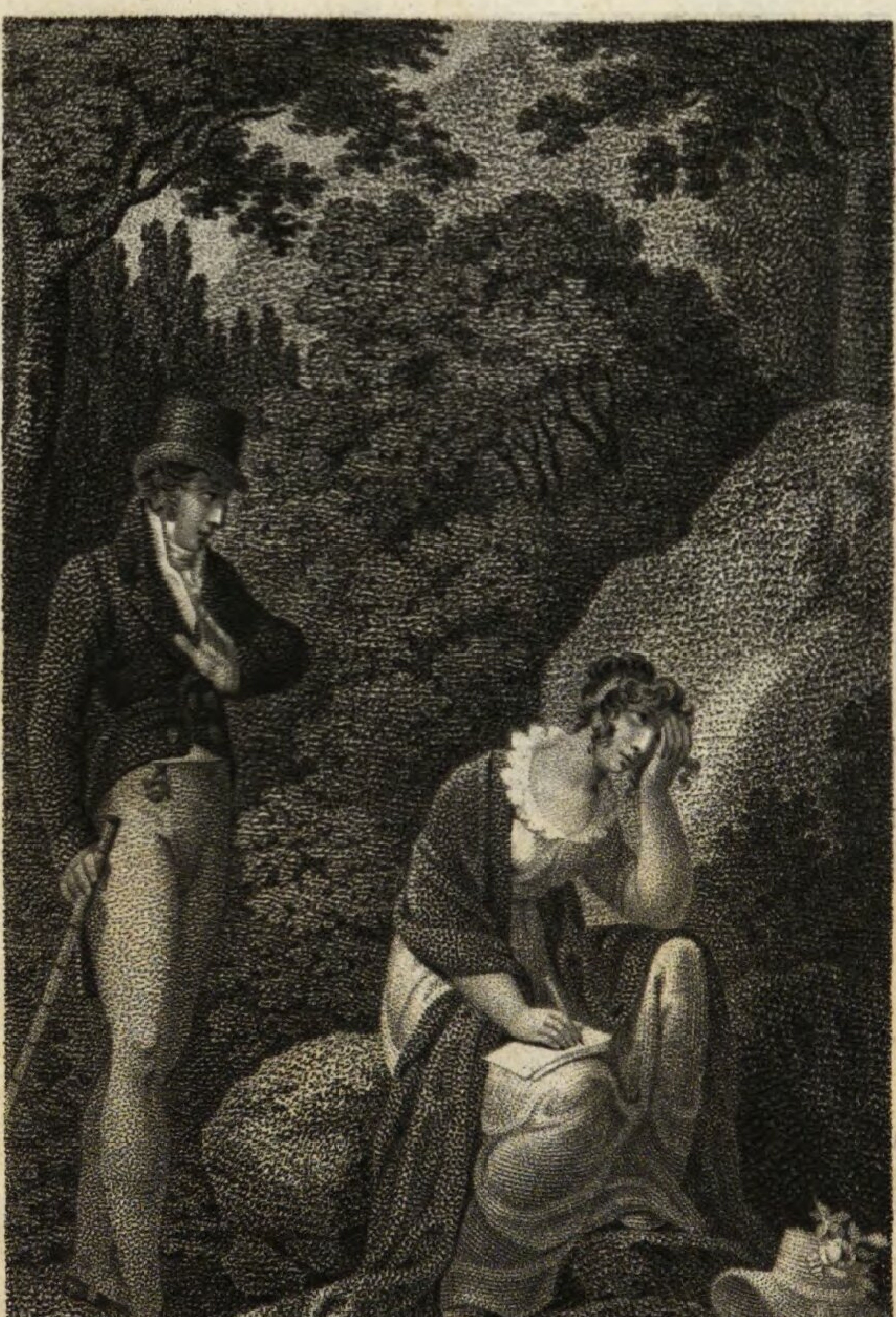
Greiner.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Eilfter Band.

Wien, 1826.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Jos. Schmidt sc.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Der Übel Größtes ist die Schuld.
Schiller.

Erster Theil.

Wien, 1826.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Frauenwürde.

Vorwort.

Da das Motto auf dem Titel dieses Buchs manchen Leser verleiten dürfte, hier große tragische Begebenheiten oder irgend ein ungeheures Verbrechen zu erwarten, und da diese Erwartung, weil sie durch den einfachen Inhalt des Buchs getäuscht wird, der Aufnahme desselben schaden würde: so sey es mir erlaubt, diesem möglichen Vorwurfe, so wie noch einer Besorgniß, nähmlich der Deutung oder Nachweisung der in dem Romane vorkommenden Charactere, mit einigen Worten zu begegnen.

Die Geschichte, welche diese Blätter enthalten, ist einfach, sie könnte sich in unseren Tagen zugetragen haben, und ist in mancher Einzelheit vielleicht auch wirklich geschehen. Die Menschen, welche darin vorkommen, sind bloße Geburten der Phanta-

sie, deren Charactere freylich aus wahren Beobachtungen und wirklichen Erscheinungen, wie dieß nie anders seyn kann, zusammengesetzt, aber nirgends von irgend einer wirklich existirenden Gestalt getreu nachgezeichnet sind. Sie haben Schwächen, Vorurtheile, Irrthümer, Leidenschaften, mitunter auch bösen, oder doch verkehrten Willen. Diese Eigenschaften verstricken sie in Mißverhältnisse und Leiden, sie haben diese Leiden verschuldet, sie werden durch sie gestraft oder gereinigt, und büssen dafür mitten im Schooß des äußeren Glückes, oder bewahren, wenn sie rein geblieben sind, den inneren Frieden mitten unter den Stürmen des Geschicks. Das ist die Ansicht, die ich bey dem Niederschreiben des Buches hatte, das ist auch diejenige, mit der ich wünschte, daß der Leser es in die Hand nähme, und so übergebe ich es, nicht ohne Schüchternheit, dem Urtheile der Welt.

Erster Brief.

Gräfinn Ida von Oborn an ihre Mutter.

**bad, den 20sten Junius 1810.

Mein erster Brief, den ich vor einigen Tagen in Eile absandte, wird Ihnen gemeldet haben, daß wir glücklich hier angekommen sind, und die Tante sich ziemlich wohl befindet. Jetzt, da Alles ausgepackt, geordnet, der Haushalt eingerichtet und die Umgebung ein wenig betrachtet ist, setze ich mich hin, Ihnen genaueren Bericht von Allem abzustatten.

Unsere Reise war langweilig, wie alle Fahrten, wobey man ein schimmerndes Ziel vor Augen hat und das Weiterkommen nur als ein Mittel angesehen wird, jenes zu erreichen. Der Tante erschien an dem Ende ihrer Reise die Göttinn Hygiäa mitten in den heilenden Wassern des Quells, mir das bewegte muntere Leben eines Badeorts, wornach mich schon lang

gelüstet hatte. Der Raum bis dahin war uns nur eine Kluft, die uns von dem gewünschten Gegenstand trennte. So wurde jede Station, die wir zurücklegten, gesegnet und mit Freuden von der Summe der noch übrigen abgezogen. Überdieß ist der Weg an sich einförmig; ich glaube aber, daß, wenn ich auch durch die schönsten Gegenden der Welt gefahren wäre, ich dießmahl nicht sehr davon angeregt worden wäre. Sie wissen, liebste Mutter, daß ich, bey aller Achtung für die Hervorbringungen der Natur, keine große Freundinn von Landschaften bin, und ein Gemählde dieser Art mir nur durch die Staffage bedeutend wird.

Mir gefällt es hier überaus wohl. Das Städtchen ist freundlich, zwischen schönen Bergen gelegen. Es sind viele Curgäste da, und die Nähe der großen Stadt vermehrt die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Die schattigen Thäler zwischen den Bergen gewähren liebliche Spaziergänge, elegante Equipagen, geschmackvoll geputzte Menschen beleben, verschönern die einsame Gegend, und verbreiten Freude, Bewegung und Interesse. Es gibt wirklich einen sehr hübschen Anblick, wenn man von einer der Anhöhen des lieblich geschwungenen Thals hinab

und hinan blickt, dort die bunten Gestalten zwischen dem lebhaften Grün wandeln, hier in Gruppen auf den Bänken vertheilt sitzen, dann von fern die glänzenden Kutschen daherrollen, sich auf dem dazu bestimmten Platze sammeln, die Reiter hierhin und dorthin sprengen sieht. Es ist ein bewegliches Gemählde, das ungemein viel Reiz hat.

Wir haben bereits einige angenehme Bekanntschaften gemacht. Da die Verhältnisse und der Geschmack der Tante ihr erlauben, Leute bey sich zu sehen und sich unter dem Schwarm unbedeutender Menschen bemerken zu machen, so sammelt sich, was mehr Gehalt, oder wenigstens Ansprüche hat, um uns, und ich will es versuchen, Ihnen einige Porträte mit flüchtigen Zügen zu entwerfen.

Zuerst führe ich Ihnen einen Baron Fahrnau mit seiner Gemahlinn vor. Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, reich und voll gebaut, mit dunkeln Augen von langen Wimpern überschattet, die eben so viel Gutmüthigkeit als Entschlossenheit anzeigen. Er hat in früheren Jahren, wie man sagt, mit Auszeichnung gedient, auch trägt er den Orden. Wunden und eine unbillige Zurücksetzung veranlaßten

ihn, nach geschlossenem Frieden seinen Abschied zu nehmen. Nun lebt er mit seiner Frau Jahr aus Jahr ein auf einem mäßigen Gute, das er selbst bewirthschaftet und von dem er nur höchst selten einen Ausflug in die Welt macht. Man sieht dieß den guten Leuten auch an. Es ist das Ehepaar aus der Provinz, zärtlich, unzertrennlich, neu, und in vielen Dingen linkisch. Die Frau besonders, eine klare, feine Brünette, mit nicht üblen Zügen und großen, sanften Augen, hat eine wahre Hausfrauentournüre. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich damit sagen will; aber es ist so etwas Eigenes um diese Weiber, die gar nichts anders sind, als Frauen und Mütter. Sie kennen außer ihrer Kinder- und Gesindestube nichts und wissen von nichts, als den Krankheiten oder Fähigkeiten der Kleinen, den Untugenden ihrer Mägde und den Marktpreisen zu reden.

Indessen, so unbedeutend mir das Paar erscheint, so erregt doch Er unter den hiesigen Damen viel Aufsehen, und einige von den Herren finden auch Geschmack an unsrer Penelope. Hierher gehört vorzüglich ein alter Geck, Graf Norbeck, der mit ihnen vom Lande gekommen ist, wo er in ihrer Nachbarschaft wohnt. Diese im-

mer lächelnde, flache Gestalt ist in der Jugend schön und bey Hofe gewesen, und hat alle Unbedeutenheit, aber auch alle Zierlichkeit und Förmlichkeit des ehemaligen Elegant in sein mattes Alter hinübergenommen. Ein erbärmliches Wesen, das gar zu gern um junge, hübsche Weiber herumtändeln und Eindruck machen möchte!

Ein zweyter, ziemlich erklärter Verehrer der Baroninn ist bedeutender. Es ist ein Fremder, Lothar genannt, dessen eigentliches Wesen, Herkunft, Bestimmung, Absicht — Niemand kennt. Er gilt für einen schönen, und noch mehr für einen starken Geist. Mir mißbehagt der Mensch. Ich erschrack über seine Gestalt, als ich ihn das erstemahl sah. Ein struppichtes, staubfarbenes Haar, ein Schnurrbart, eine seltsame Kleidung, die bequem und anspruchslos seyn soll, aber nichts weiter, als auffallend ist, unangenehme Züge, doch eine hübsche Figur und Gewandtheit, übrigens ein Verächter des weiblichen Geschlechts und aller hergebrachten Formen, so eine Art von Kraftgenie, die, damit man sie ja nicht für Menschen wie die Andern halte, das Schild der Originalität in Kleidung, Sprache und Sitten aushängen!

Dann folgt eine Demoiselle Haller, ein Gesellschaftsfräulein, und hiermit charakterisirt, denn vielleicht drückt keine Art von Lebenslauf ihr Siegel so unverkennbar auf, als diese; ein untergeordnetes, immer gefälliges, immer bejahendes Wesen, verblüht, schweigsam und unbemerkt. Doch unterhält sich die Fahrnau gern mit ihr und spricht mit Achtung von ihrem Verstand. Nun, für die Landedelfrau mag diese Mlle. Haller allerdings ein Orakel seyn!

Aber nun kommt die Hauptfigur, die unter der ganzen Badegesellschaft die meiste Aufmerksamkeit erregt und bisher auch wohl verdient hat. Es ist die berühmte Schriftstellerinn, von der wir schon Manches gelesen haben, Frau von Sarewsky, und die lange, blasse Haller ist ihre Gesellschafterinn. Ein schönes Weib ohne Zweifel, vom besten Ton, die vortrefflich Französisch spricht, kränklich, voll Affectationen, voll Ziererеyen ist, und dieß bey den Männern trefflich geltend zu machen versteht! Übrigens führt sie, so wenig ihr scheinbar einfacher Anzug, ihre anspruchslose Equipage, Livree u. s. w. auf den ersten Anblick in die Augen fallen, einen sehr glänzenden Haushalt. Alle Tage erscheint sie mit einem andern Shawl auf der Promenade,

sie hat die schönsten Meklenburger vor einem echt Englischen Wagen gespannt, ihre Leute sind in das feinste Tuch gekleidet, Alles bey ihr und an ihr athmet Geschmack und Eleganz. Sie hat sich sogleich zur Tante gesellt und scheint sich bey ihrer höheren Bildung in unserm Kreise besser, als in den übrigen zu gefallen.

Das sind ungefähr die vorzüglichsten Gestalten, oder wenigstens die, welche am öftesten erscheinen, und ich freue mich, daß der Zufall so viel ausgezeichnete Individualitäten um mich her versammelt hat, deren deutlich ausgesprochene Eigenheiten mir Unterhaltung versprechen. Doch, es ist die Stunde, um in den Park zu gehen, und die Tante hat schon zweymahl geschickt. Ich füge also nur noch bey, daß die Gesundheit dieser verehrten Frau sich merklich gebessert hat, und der Anfang der Badecur uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Das genauere Detail behält sie sich vor, Ihnen selbst zu schreiben. Ich küße Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht die Hand.

Zweyter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

** bad, den 24sten Junius 1810.

Wir sind in ** bad. Du wirst Dich wundern. Ich habe mich selbst darüber gewundert, als mein Ludwig vor ungefähr zehn Tagen dem ewigen Zureden unsers Nachbars nachgab und sich entschloß, diese Zauberwelt, wie es Graf Norbeck, dieses Babel, wie ich es nennen möchte, auf vierzehn Tage zu besuchen. Lange widerstand mein Mann dem Zureden des Grafen, noch länger suchte ich seinen wankenden Entschluß aufzuhalten; denn Du weißt, mein Sinn steht nicht nach diesem Gewirre, und ich war in meiner ländlichen Einsamkeit, wo der Ernten ruhiger Kreislauf meine Wünsche begränzte, so glücklich, daß mir vor jeder Veränderung in unserem schön geschlossenen Leben graute. Aber der Graf drang durch, indem er allen raschen Lebensmuth und Frohsinn

meines Mannes, und alle Erinnerungen an sein ehemahliges bewegtes Leben erweckte. Er besorgte uns eine Wohnung, Ludwig sandte Relais voraus, ich packte unsere Kinder, Wäsche und Kleider ein, und so langten wir nach einer angenehmen Fahrt durch unsere Berge, wobey die Kinder ganz besonders glücklich waren, hier an.

Gleich im Anfange war mir das Lärmen, die Unruhe, das Gewühl auf den Straßen, das Gedränge auf den Spaziergängen höchst lästig. An die Stille unserer Berge gewohnt, konnte ich keine Nacht schlafen, und fühlte mich jeden Abend betäubt und erschöpft von den vielen wechselnden Gegenständen und Unterhaltungen des Tags. Ludwig fand sich schon besser darein. In seiner früheren Jugend an das Geräusch des Feldlagers, an das leutselige Leben unter den Kameraden gewohnt, hier und dort von einem alten Bekannten angesprochen, der ihn durch Gespräch und Erinnerung in jene Welt zurückzauberte, gesucht und geschätzt um seines Kriegsruhms sowohl, als um seiner Persönlichkeit willen, fühlt er sich angenehm angezogen, geehrt, befriedigt.

Nach und nach finde ich mich denn auch mehr zurecht. Ich habe einige interessante Bekanntschaf-

ten gemacht, unter andern die Gräfinn Wingheim mit ihrer sehr schönen und talentvollen Nichte. Bey ihr ist der Vereinigungspunct alles Besseren, Gebildeten, das nicht mit dem allgemeinen Strom forttreibt, und die alte Gräfinn, die trotz ihrer Jahre und Kränklichkeit Lebhaftigkeit des Geistes mit ungemeiner Sanftmuth verbindet, scheint eine sehr würdige Frau. So wie auf einem Gartenbeet mannigfach gefärbte Blumen lieblich durcheinander spielen, gerade die Verschiedenheit den höheren Reiz ausmacht, und man in der bunten Menge auch nicht Eine missen möchte, so wirken in diesem Kreise verschiedenartige aber meist ausgezeichnete Geister durcheinander. Frau von Wingheim besitzt das Talent, die angenehme Frau vom Hause zu machen, in vorzüglichem Grade. Sie weiß Jedermann auf seine Art zu behandeln, jedes Verdienst in sein Licht zu stellen, Jeder fühlt sich bemerkt, geltend gemacht. So ist auch Jeder vergnügt und zollt gern seinen Theil zur allgemeinen Unterhaltung. Zum Theil durch Norbecks Geschwätzigkeit wurden auch meine Liebe zur Mahlerey und meine Versuche hervorgezogen, und Frau von Wingheim machte mich mit einem fremden Herrn, Lothar genannt, bekannt, der,

ohne selbst ein ausübender Künstler zu seyn, bey großer Fertigkeit gründliche Ansichten der Kunst besitzt, die er auf seinen vielen Reisen mit Scharfsinn und Glück gesammelt hat. In seinem Umgang ist mir manche genußreiche Stunde verflossen. Er hat mir Ideen über die Kunst, besonders über die alte Deutsche Schule eröffnet, wovon ich in meiner Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Kunstschätzen keinen Begriff hatte; ja er hat mich diese Überbleibsel einer besseren Zeit im eigentlichen Sinne sehen gelehrt, obwohl er selbst bey Weitem nicht so dafür eingenommen ist, als sie mich ansprechen, und ihm die Italienischen Schulen und die Antiken über alles gehen.

Indessen so sehr mein Verstand und meine Liebe zur Kunst ihre Rechnung in seinem Umgang finden, so wenig fühlt mein Gemüth sich ihm geneigt; ja oft wandelt mich eine Art von Grauen vor ihm an, wenn ich ihn schneidend und kalt über althergebrachte Einrichtungen, über Volksglauben, über den Unterschied der Stände, über die Schwachheiten des menschlichen, und besonders des weiblichen Geschlechts urtheilen höre, als ob dieß Herz sich von Allem losgemacht hätte, was uns andern Erdbewohnern hei-

lig oder lieb ist, und in seiner kalten, abgeschlossenen Höhe ganz einsam wohnte. Norbeck, der die Lästerchronik der ganzen Welt weiß, hat mich versichert, daß dieser Lothar, so wenig hübsch sein Gesicht ist, dennoch durch seine Kühnheit und Genialität sehr wohl bey den Frauen gelitten seyn, manche heiße Leidenschaft eingeflößt, und manches Herz gebrochen haben soll. Vielleicht ist es eine geheime Ahnung dieser Furchtbarkeit, die mich von ihm zurückscheucht; doch meine ich, der Mensch könnte mir, auch wenn ich noch jünger und mein Herz frey wäre, nie gefährlich werden.

Nicht vollendet schön, wie Gräfinn Ida, die Nichte der Wingheim, aber unendlich bedeutender ist mir die berühmte Dichterinn Sarewsky, deren persönliche Bekanntschaft, nachdem ich ihren Geist schon oft in ihren Werken bewundert hatte, mir sehr viel Vergnügen machte, und die ihrer zerrütteten Gesundheit wegen das Bad besucht. Ein feiner Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, ein Zug von stillem Kummer, der ihr großes, braunes Auge oft mit unwiderstehlichem Ausdruck zum Himmel richtet, und die schönen Formen des blassen Gesichts noch mehr erhebt, machen sie höchst anziehend. Den-

ke Dir dazu, daß sie einen sehr gebildeten Geist besitzt, und wirklich sehr schöne Gedichte macht, wovon sie uns zum großen Vergnügen der Gesellschaft schon einige vorgelesen hat, so wirst Du begreifen, daß sie ohne Widerspruch die merkwürdigste Person des ganzen Kreises ist. Sie scheint das nicht glauben, oder nicht merken zu wollen; indessen meine ich doch, sie weiß es, und es liegt Etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach scheint. Ungezwungener ist Gräfinn Ida, die Alles um sich her mit einer Art von Stolz und übersehendem Wesen behandelt, welches sie freylich der Mühe überhebt, sich um die Gunst eines Cirkels zu bewerben, den sie auf jede Weise unter sich hält. Dennoch gelangen beyde Damen auf ganz entgegengesetzten Wegen an dasselbe Ziel, sich bemerken und bewundern zu machen.

Schilt mich nicht tadelsüchtig, liebe Schwester! Ich maße mir nicht an, über irgend Jemands inneren Gehalt abzusprechen, sondern schildere Dir nur den ersten Eindruck der äußern Erscheinung. Vielleicht finde ich es einst ganz anders, und nehme dann mein Urtheil mit williger Anerkennung meines Irrthums zurück. Leb wohl.

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

**bad, den 20sten Junius 1810.

Mit mir wird es nicht besser, meine geliebte Freundinn, und ich kann die Frage der besorgten Liebe in Deinem vorigen Briefe nur mit der ewig alten Klage beantworten, daß meine Gesundheit mit jedem Monathe schlechter, mein Gemüth mit jedem Tage leidender, düstrer wird.

Voll froher Hoffnungen kam ich hierher. Hier, dachte ich, soll ein Hafen der Ruhe für mich seyn, wo die von Stürmen gejagte Seele ausruhen und durch die Stille des Aufenthalts, durch die Kraft der warmen Quelle Stärke zu neuen Kämpfen sammeln könnte, die ihr gewiß nicht ausbleiben würden. Es ist nichts mit dieser freundlichen Täuschung, und ich fürchte, der Sturm hebt sich schon wieder von Neuem

auf, der mich auch von hier treiben und in trüber, verworrener Unsicherheit durch die fremde Welt jagen wird.

Wie ich vor einigen Wochen, recht leidend und müde gequält, von Weitem mich diesem ländlichen Aufenthalt näherte, wie diese Berge mich freundlich ansprachen, die die ungeheure, sich nach Ost und Nord ausdehnende, Fläche beruhigend begränzen, und gleichsam den ermüdenden Lauf des in's Unendliche hinstrebenden Gedankens mit ihren grünen Wäldern und den alterthümlichen Schlössern auf ihren Stirnen so wohlthätig aufhalten! Hier, hier sollte ich Ruhe finden, hier oder nirgends! — Ach, es war ein Traum!

Tief im Innersten des zerrissenen zwiespaltigen Herzens liegt der ewig wuchernde Keim der Unzufriedenheit. Nicht, wie die Welt dieß Wort meint, die Welt, die mich nicht versteht und in blöder Verwunderung als ein Wesen aus andern Sphären anstaunt, nicht, meine Bertha, als trüge sich aus mir der Geist der Unbestimmtheit und Verworrenheit auf Alles über, was mich umgibt — ach, ich weiß nur zu wohl, was ich will, und warum ich's will — aber daß das, was ich als das höchste und einzige Glück erkenne,

die Welt mir nicht zu geben vermag, daß ich mit meinen Gefühlen und Forderungen ein ewig verstossener Fremdling in diesem rauhen Leben bin, das mit täppischer Hand kalt und gemein in mein zartestes Heiligthum greift, das ist mein Unglück!

Und kann ich es ändern? Kann ich auch nur wünschen, daß es anders seyn sollte, wenn ich, um dieß zu erreichen, das zartbesaitete Äolsharfenspiel eines leichtbewegten Gemüths, und die Regenbogenflügel meiner Phantasie gegen die metallene oder hölzerne Glocke einer solchen Gewohnheitsseele vertauschen müßte, wie sie mich zu Tausenden umgeben, an die der Schwengel der alltäglichen Begebenheiten recht derb anschlagen muß, um nur Einen und ewig denselben Ton in ermüdender Einförmigkeit hervorzulocken?

Nein! Wie viel ich auch leiden mag, wie verletzbar und häufig verletzt auch dieß so oft zerrissene und nie ganz geheilte Herz dadurch wird, nein, ich tausche nicht mit diesen Menschen um mich her.

Sonst, im Körperlichen, geben vernarbte Wunden eine dichtere Stelle, die nicht mehr so leicht zu beleidigen ist; aber im Geistigen herrscht, ich fühle es, ein anderes Gesetz. Oder

herrscht es nur bey mir? Bin nur ich dazu ersehen, in jeder neuen Wunde alle alten wieder mitzufühlen, und jemehr Narben ich aufzuweisen habe, destomehr verletzbare Stellen dem Schicksal darzubiethen?

Und wieder andere Menschen! — O der Himmel scheint sie recht zur Schatzkammer aller seiner Güter, zum seligen Tempe erkoren zu haben, auf das er in unerschöpflichem Reichthum und Segen das Füllhorn seiner Freuden ausleert! Da ist eine Frau von Fahrnau, ein hübsches, junges, in ländlicher Gesundheitsfülle blühendes Weib, wohlhabend genug, um vor jeder Sorge gedeckt, und nicht reich genug, um dem Überdruß des Uberflußes ausgesetzt zu seyn. Ziemliche Geistesbildung und ein entschiedenes Talent für Mahlerey verschönern ihr Leben, ein ewig heiterer Gleichmuth thront auf ihrer freyen Stirn, jeder Umgang, jede Umgebung gilt ihr gleich, sie ist im Stande, mit dem unbedeutendsten Weibe einen recht angelegentlichen Zweysprach zu führen, sich in alle Nichtigkeiten und Alltäglichkeiten des häuslichen Lebens zu vertiefen, wie die gemeinste Weiberseele, die in ihrem versponnenen, verkochten, verwaschenen, vernähten Leben, wie Jean

Paul sagt, nie etwas Höheres kannte. Diese Frau umhüpfen zwey bildschöne Kinder, wie Amorino's gestaltet, die sie auch mit allem Zauber mütterlich verklärender Liebe in einer Fülle von bunten Blumen eben so phantasiereich als gemüthlich für ihren Mann gemahlt hat. — Und dieser M a n n! Bertha! Dieser Mann! Wie kommt die Frau zu diesem Mann? Wie hat sie in ihrer stillen Gleichmüthigkeit, in ihrem heitern Alltagswesen dieß Herz entzünden können? Baron Fahrnau ist der schönste — doch das ist wenig gesagt — er ist der unwiderstehlichste Mann, den ich je gesehen. Daß sie mit ganzer Seele an ihm hängt, begreife ich wohl, und begreife es auch nicht; denn wie kann sie ihn ganz verstehen? Doch ihr beschränktes Wesen wird durch einen Splitter seiner reichen tiefen Natur befriedigt und vollkommen beglückt. So ist er ihr Alles. Aber sie ihm? — Ich weiß es nicht. Er scheint sie zu lieben, ihn ziehen Gewohnheit, ihre Herzensgüte, ihre Unterordnung, endlich die himmlischen Kinder an sie.

Kurz, sie ist glücklich, sie ist das neidenswertheste Weib auf Erden, sie genießt der höchsten Seligkeit und ihr stilles, stumpfes Gemüth wird nur befriedigt, nicht hingerissen, nicht aufgezo-

gen in die Höhen des Himmels, und fürchtet also auch keinen Sturz. Die Überselige!

Ob es wohl wahr ist, was Werner in seinen Schriften an mehr als einer Stelle deutlich ausspricht, daß die Liebe ein Blitz ist, der in zwey verwandte Herzen auf einmahl einschlägt, sie entzündet und läuternd verzehrt — Wahrheit, oder nur ein poetisches Bild, eine Abstraction von Einem außerordentlichen Falle? Beyde Herzen auf einmahl!

Mein Kopf ist wüst. Ich habe viel geschrieben und Vielerley — wie verworren, wie unzusammenhängend, mag ich nicht untersuchen, denn ich mag nicht überlesen. Es ist mir nichts mehr in der Seele zuwider, als ein bedächtliches Wiederkäuen von Gedanken und Gefühlen, die in einer bewegten Stunde, der meisternden Vernunft unbewußt, aus Geist und Gemüth hervorquellen. Sie sind es eigentlich, die den Menschen in seiner innersten Eigenthümlichkeit darstellen, wie er ist. Wollte ich überlesen, würde ich zu überlegen, zu tadeln, zu ändern finden. Dann bekämst Du wohl einen besseren Brief, aber kein so treues Gemählde meines armen, zerrissenen Ichs, das doch, ich hoffe es, Dir auch lieb, und wenn schon mitleidens- doch auch achtenswerth ist. Leb wohl!

Vierter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad, den 2ten Julius 1810.

Norbeck hat mich beredet, endlich nach acht Jahren zum ersten Mahl mein stilles Rosenstein zu verlassen, und hier in **bad zu sehen, ob und wieviel sich die Welt seitdem verändert hat. Ich hatte lange nicht Lust dazu. Mir war wohl in meinen Bergen, im Kreise meiner Lieben, den ich nur verließ, wenn nothwendige Geschäfte mich in die nahe Provinzialstadt führten. Der Gedanke, meiner geliebten Leonore Freude zu machen, bestimmte mich mehr, als Norbecks Zureden. Du kennst das holde, treffliche Weib, das so gern über Andere sich selbst vergißt. Sie schien es nicht zu wünschen, sie fand Hindernisse. Ich konnte nicht glauben, daß die fröhlich blühende, junge Frau kein Wohlgefallen an einem Schauplatz finden sollte, auf dem ihre Gestalt, ihre Talente ihr Auszeichnung und Vergnügen zu=

sicherten; aber es war mir sehr wahrscheinlich, daß ihre Häuslichkeit, und die Besorgniß, mich zu einer beträchtlichen Ausgabe zu vermögen, ihr jenes Betragen eingaben, und ich hatte nicht unrecht gesehn. Meine gute Leonore fühlte sich wirklich, nachdem die ersten Tage der Ungewohntheit vorüber waren, recht vergnügt. Sie wird ehrenvoll ausgezeichnet, ihre liebliche Gestalt, ihr feines und anspruchloses Betragen erregen Wohlgefallen, und ihr schönes Talent zur Mahlerey, das nur ihre holde Demuth für nichts als eine gewöhnliche Fertigkeit ansieht, hat Aufsehen gemacht. Ein gewisser Lothar, ein Fremder, der eben aus Italien zurückgekommen ist, und hier für ein Mittelding von Künstler oder Kunstkenner, im Ganzen aber für ein räthselhaftes Wesen gilt, huldigt ihr vor Allen. Es ist so eine Art von Kraftgenie, ein Mann des Volks, der nichts über sich dulden mag, weil er überall herrschen möchte. Wir stoßen einander ab, wie zwey gleichnahmige Pole, nicht um Lorchens willen — hier ist er mir nicht furchtbar, und ihre stille Würde hält ihn ohne Sprödigkeit in den gehörigen Schranken — aber seine Denkart und seine Reden sind mir unerträglich. Er ist, um Alles mit Einem Worte zu bezeichnen, ein Franzosen=

knecht, ein Mensch, der sein Deutsches Vaterland verachtet, verläugnet und verräth, um den Weltbezwingern zu huldigen und gelegentlich durch sie sein Glück zu machen, und der darum den Philosophen und Cosmopoliten spielt. Ich verachte diese Menschenart, obwohl ich in zu blinder Achtung für alte Vorrechte nicht übersehe, was die neue Zeit Gutes hervorgebracht hat. Das Mittelalter, das Ritterthum ist verschwunden, die fortschreitende Menschheit bedarf veränderter Formen. Aber jenen Revolutionärs ist es nicht um die Menschheit zu thun. Sie wollen herrschen, und darum nichts anerkennen, was einst gut und ehrwürdig war, und seine Brauchbarkeit, ja seine Nothwendigkeit durch Jahrhunderte bewährt hat, nähmlich jene festgestellten Pfeiler des gesellschaftlichen Vereins, den Unterschied der Stände, die Religiosität der Gesinnungen und die Heiligkeit des Throns, auf welche das Glück der Menschheit wie auf unerschütterliche Felsen gebaut war, weil sie in ihrer ehrwürdigen Unerreichbarkeit, unzugänglich für das Treiben der Leidenschaften, wie für das Graben und Stöbern der Neuerungssucht, dastanden. Was daraus geworden ist, daß eine unter dem Deckmantel der Freyheitsliebe versteckte Herrsch-

sucht, so wie eine unter dem Schein der höchsten Aufklärung verborgene Intoleranz der Vernunft Alles, was den geselligen Verein zusammenhielt, untergraben, alle alten Vorrechte gestürzt, und alle Ordnung chaotisch vermengt haben, das hat die Welt zu ihrem Unglück erfahren. Selbst Napoleon, er müßte der kluge Kopf nicht seyn, der er sicher ist, hat das eingesehen. Er hat der Religion ihre alte Würde, der herrschenden Dynastie ihren neuen Glanz zu geben gesucht, ja er hat sogar eine Blendlingsart von Adel eingeführt. Das, was einst war, konnte er nicht herstellen, und das ist das Unglück der Zeit. Nicht der Titel des Freyherrn oder Grafen, den er verleiht, macht den Adeligen; es ist der Sinn, das Blut, wie ich ohne lächerlichen Stolz oder Übertreibung zu behaupten wage. Auf unsern Schlössern, in den Häusern unserer Väter, in welchen diese von Glied zu Glied gewandelt, wo ihr Wirken und Walten ringsum sichtbar ist, wo ihre Bilder auf uns herabblicken, Alles uns der angestammten Würde und ritterlichen Wesens mahnt, da bildet sich der echte adlige Sinn, wenn nur ein Funken Anlage dazu vorhanden ist.

Das ist es aber auch, um was uns diese

Emporkömmlinge ewig beneiden, was sie nicht erstreben, mit keiner Kraft des Willens, keiner List, keiner Anstrengung erwerben können, was nur die Gunst des Himmels gibt — geboren zu seyn aus edlem Blut, aus einem alten rühmlichen Hause, und einen Nahmen zu tragen, der schon in der Vorwelt leuchtete.

Das hat Tasso, der Dichter und Edelmann, und also zweyfach auf diese Weise beschenkt war, fühlen müssen, und Göthe's Genie hat es erkannt, als er ihn sagen ließ:

Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann — das wird er nie verzeihn.

Doch weg mit diesem widerlichen Menschen, und Allen, die ihm mehr oder weniger ähneln, und ohne seinen Geist zu besitzen, ihm knechtisch nachbethen, auch dabey sich eben so klug und genialisch dünken, als die große Nation selbst, wenn sie den Untergang aller jetzt noch bestehenden Formen, den Umsturz aller Thronen, und eine Universalmonarchie, als die nothwendigste und segensreichste Entwickelung der Menschheit, voraus verkünden!

Laß mich von etwas Anderem, etwas nicht minder Auffallendem aber Lieblichen sprechen! Ich habe eine höchst anziehende Bekanntschaft auf eine höchst anziehende Art gemacht.

Gleich in den ersten Tagen meines Hierseyns streifte ich früh am Morgen auf den Bergen herum, um die Schönheit der Gegenden genauer kennen zu lernen. Als die Sonne höher gestiegen war, wandte ich mich abwärts von den freyen Höhen gegen das waldigte Thal. Ich sah schon die Straßen unten hinlaufen, die mich nach dem Städtchen zurückführen sollte. Nur ein Gesträuch hielt mich noch auf. Ich brach durch, und — stelle Dir meine Überraschung vor! — ein Frauenzimmer in eleganter Morgenkleidung, den Kopf auf den Arm, den Arm auf das Knie gestützt, ein Blättchen Papier auf dem Schooße und eine Bleyfeder in der Hand, sitzt so, daß die Hand und die fallenden Locken mir ihr Gesicht verdecken, in dieser einsamen Gegend in mahlerischer Stellung wie hingegossen vor mir, sieht mich nicht, und hört nichts von dem Geräusch, mit dem ich durch's Dickicht gedrungen bin. Ich bleibe stehen, ich betrachte sie, Seufzer heben ihre Brust, eine seltsame Regung scheint sie zu bewegen, einige leise, unartikulirte Töne entschlü-

pfen ihrem Munde. Ich habe Zeit, den feinen Wuchs, das Geringel des braunen Haares, das über die schneeweiße Hand wallt, die edle Haltung zu beobachten, wie der rothe Indische Shawl die weißgekleidete Gestalt halb umschließt, halb zeigt, und in schön geworfenen Falten auf die Erde sinkt, wo neben ihm einer der feinsten Italienischen Strohhüte mit einem Sträußchen von frischen Feldblumen den Geschmack und die Eleganz der Eigenthümerinn beweiset. Endlich erhebt sie sich, das Geringel der Locken sinkt zurück, zwey große, hellbraune Augen sehen mich staunend an, die feinen Lippen öffnen sich, wie zum Sprechen, die edleren Umrisse des Gesichts zeigen sich im Ausdruck lieblicher Verwunderung; aber sie schweigt und sieht mich unverwandt an. Ich fühle das Beengende unserer Lage, sage einige Worte, die meine Gegenwart entschuldigen sollten, und will gehen. Eine lebhafte Röthe bedeckt ihr Gesicht, ihr Auge folgt mir und sie winkt mir zu bleiben. Du kannst denken, daß ich gehorchte. Ich setzte mich neben sie, wo sie mir auf dem Felsenstück Platz machte, und erfahre, daß diese wunderliche Erscheinung die berühmte Rosalie ist, deren Dichtungen Eleonoren und mir schon so viel Vergnügen gemacht

haben. Ihre Gesundheit, die in dem beklagenswerthesten Zustande ist, eine Folge vieler Kränkungen und eines sehr traurigen Schicksals bey einer so zarten Reizbarkeit, wie man sie an der Schöpferinn jener Meisterwerke leicht voraussetzen kann, hat sie, nachdem sie vergebens in Pyrmont und in Spaa war, vermocht, hier noch die letzte Zuflucht zu suchen. Sie selbst scheint indeß wenig zu hoffen, und dieser wenigen Hoffnung lächelt sie mit sanfter Geduld wie ein schon halb verklärter Geist entgegen, der dieser Erde nicht mehr ganz angehört.

Ich sehe sie seitdem oft; vielleicht öfters als gut ist. Sie hat Zutrauen zu mir, mein Umgang scheint sie zu erheitern, sie sucht ihn merklich auf, und zeigt mir eine Auszeichnung, die mich freut und verwirrt. Ich denke, es wird gut seyn, wenn wir unsern Aufenthalt nicht sehr lange machen; denn mir ist noch keine Frau erschienen, die mit so mancher Sonderbarkeit, so viel ausgezeichnete Eigenschaften, und so viel unendlichen Reiz verbände. Leb wohl!

Fünfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

**bad den 10ten Julius 1810.

Nein, für mich ist keine Ruhe, liebe Bertha! Mein unglückseliges Gefühl, zu warm für diese Alltagswelt, zu reizbar für die Berührungen einer schroffen Wirklichkeit, machte von jeher mein Unglück, trieb mich aus einem unbefriedigenden Verhältniß in's andere, regte mich für das Gute, Schöne, Erhabene, wo ich es fand, zu lebhaft auf, und ließ mich dann einsam, unverstanden, oft verrathen, mit blutendem Schmerze fühlen, daß ich nicht für diese Welt, und die Welt nicht für mich ist.

Wo bin ich, armer, verirrter Fremdling, denn her? Welcher schönere Stern war der frühere Wohnort dieses hier in Ungenügsamkeit schmachtenden Wesens, das man meine Seele nennt, das, in diesen gebrechlichen Körper ge-

bannt, durch dessen krankhafte Reizbarkeit und Schwäche alle Augenblicke schmerzlich an seinen Kerker gemahnt wird? Warum hat mir das Schicksal dieß Gefühl gegeben, und jedesmahl den Gegenstand desselben meiner unwerth, oder meinen Hoffnungen unzugänglich gemacht? Unzugänglich! — Welcher Begriff wird mit diesem allgemeinen und unbestimmten Worte bezeichnet? Kann einer reinen, geistigen Flamme, die nichts Irdisches meint, und jedes Körperliche als ihrer unwerth von sich stößt, wohl irgend etwas unzugänglich seyn? Können Geister in ihren Wirkungen aufeinander aufgehalten werden von der groben Materie? Und ist es etwas anderes, als diese Materie, welche unsern Körper bildet, uns zu Mann oder Frau, zu Fürst oder Bauer, zu reich oder arm macht? Hat denn der Geist, dieser reine, göttliche Funke, einen Theil daran? Ist die Seele, als Seele, Ehemann oder Ehefrau, König, Handwerker u. s. w.? Kann sie von irdischen Fesseln gehalten, und von bürgerlichen Ordnungen gebunden werden, die nur auf diesem Stern, ja auf ihm nur in einem kleinen Theil desselben und nur für eine gewisse Zeitperiode geltend sind, in dem Meere der Ewigkeit aber, in der Unendlichkeit des Raums, wor-

in die Geister sich eigentlich bewegen, wie ein unbedeutendes Pünctchen verschwinden?

Nein! Nein! ruft mir mein Inneres mit tausend Stimmen zu: Nein, das ist nicht!

Die Geister gehorchen ganz andern, ewigen, allgemeingültigen Gesetzen einer viel erhabneren Welt. Jene heilige Sympathie, die die Bürger dieses Reichs aneinander zieht, und die in höheren Räumen, in einer uns verhüllten Periode unserer früheren Existenz gebildet wurde, kann sich menschlichen und körperlichen Gesetzen nicht fügen. Wenn nun ein günstiges Geschick zwey dieser einst verbundenen Geister hiernieden zusammenführt, sollen armselige Beschränkungen, von der Noth erfunden, und von gewöhnlichen Menschen zu Moralgesetzen gestämpelt, diese Wesen trennen können? Sollte das recht, oder auch nur erlaubt seyn?

Bertha! Mein Kopf schwindelt, und mein Herz ist ängstlich gepreßt. O, wann, wann wird mir endlich einmahl Ruhe werden?

Ich liebe, Bertha, — nicht mit jener Gluth der Leidenschaft, die Du Glückliche, welcher die Götter vergönnt haben, durch's Leben zu tanzen, nicht kennst, und an andern oft bitter getadelt, noch öfter verlacht hast; ich liebe mit de

vollen Erkenntniß, jetzt das Wesen, das Einzige, das lange Geahnete gefunden zu haben, das alle Mängel meines in sich zersplitterten Selbsts ergänzen, mich, mit sich vereint, zu einem vollständigen Wesen, allen Kampf zum Frieden, allen Sturm zu schöner Ruhe machen wird.

Unser erstes Begegnen — ich werde es nie vergessen — war so bedeutend! Es war Morgens früh. Ich fuhr nach dem Bade, wie ich öfters zu thun pflege, wenn noch der rauschende Schwarm gedankenloser Städter die stille Wildniß nicht entweiht, in eines der romantischen Thäler, die sich hier in allen Richtungen höchst mahlerisch durch die Berge schlingen, hieß die Leute mit dem Wagen warten, und versenkte mich in ein Gebüsch, das mich in anmuthigen Windungen immer weiter aufwärts lockte. Ermüdet setzte ich mich endlich auf ein Felsenstück nieder, ließ die Augen auf der Waldgegend umherschweifen, öffnete Herz und Sinne den mächtigen Einwirkungen der Natur, ließ sie mein Innerstes durchdringen, und die zerrissene Seele sich an ihren wohlthätigen Berührungen erquicken. Eine milde Wärme glühte in mir auf, erhob und vergeistigte mich. Es war mir, als sollte ich die ganze Natur um mich her in Liebe umfangen, als

sänke das Nachtstück meines vorigen Lebens, wie Matthisson singt, in die Quelle der Vergessenheit hinter mir hinab.

Es war eine geheimnißvolle, eine nicht ohne eines Gottes Einwirkung entstandene Stimmung. Ich versuchte zu dichten, die Gedanken strömten mir zu Tausenden zu, die Empfindungen arbeiteten sich zu entwickeln, mir war so wohl und so weh, so selig und so verlangend, so inbrünstig und doch so vergnügt. Ich ahnete das Daseyn, die Nähe einer befreundeten Seele. Ich kannte sie nicht, ich bangte nach ihr, die unbestimmte Regung fing an sich zu entfalten, die Gedanken wurden deutlicher, es klang mir in der Seele wie Gesang, ich hörte den Rythmus, ich verstand endlich die Worte, nahm Bleyfeder und Papier aus dem Arbeitsbeutel und schrieb auf, was in mir tönte. So saß ich eine Weile seelenvergnügt, und nur an der Welt meines Innern mein Leben fühlend, als ich mich endlich aufrichtete, um einen stärkenden Blick auf die Gegend zu werfen, und nun — o Bertha! wie beschreibe ich, was das Werk einer übernatürlichen Gewalt, eine Göttererscheinung war! — nun plötzlich die schönste Männergestalt, die ich je gesehen, mit einem Ausdruck der Züge, einem

Blick der Augen, einem Adel des Wesens vor mir stand, die mir in dem ersten Momente, noch ehe Eines von Uns ein Wort zu sprechen vermochte, mit allen Stimmen meines Innersten gewaltig zuriefen: Das ist Er! Das ist die Seele, die du suchst, die du kennst, die du fassest, die dich kennt, die dein ist!

Verlange kein Auseinandersetzen, wie diese erste Überraschung sich löste und wir miteinander bekannt wurden! Ich weiß es nicht mehr. Berechne mir, an welchem Punct und mit welchen Tropfen der Strom zum Strome fließt, wenn sich einer in den andern von liebender Gewalt gezogen ergießt, und nun beyde — Eine Fluth — innig, vereinigt, untrennbar, ununterscheidbar miteinander fortströmen!

Ich kämpfe nicht gegen dieses Gefühl, so sehr es den hergebrachten Formen zu widerstreben scheint; ich forsche nicht, ob Er es auch so klar, so unwiderstehlich erkennt, als ich. Fahrnau liebt sein Weib, das weiß ich, und tadle es nicht, und fürchte es nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weise angehören. Ich überlasse Alles der Leitung der Vorsicht, die über uns in heiligen Finsternissen wandelt, und ein geistiges Band, das sie selbst geknüpft und unauflöslich gebunden

hat, nicht wieder zerreißen **kann**. Sie hat einmahl befohlen und gehorcht ewig; ihre Gesetze sind unaufhebbar, denn sie sind unendlich weise. So sind wir vereinigt, und können nicht wieder getrennt werden. Leb wohl!

Sechster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad den 20sten Julius 1810.

Meine vorigen Briefe, liebste Mutter, werden Sie überzeugt haben, daß es mir sehr wohl geht. Wir sind bereits vier Wochen hier, und ich sinne verwundert nach, wie das seyn kann? Indem mir diese Zeit wie ein einziger fröhlicher Tag verschwunden ist. Wäre nicht meine Entfernung von Ihnen und eine sehr gerechte Sehnsucht nach der besten der Mütter, so wüßte ich wahrlich nicht, was mir zu wünschen übrig bleiben könnte. Dennoch ist es gut, daß es so ist; denn das nahende Ende unsers Aufenthalts würde mir zu drohend scheinen, wenn nicht die Hoffnung, in Ihre Arme zu eilen, der Furcht vor dem Aufhören der gegenwärtigen Freuden das Gleichgewicht hielte.

Die Gesundheit der Tante bessert sich zusehends, und erlaubt mir, noch mehr von den mannigfaltigen Zerstreuungen und Annehmlichkeiten dieses Badeorts zu genießen. Der Kreis, der sich um uns sammelt, erweitert sich jede Woche durch einige bedeutende Mitglieder. Jedes trägt nach seiner Art zum Vergnügen des Ganzen bey. Wir fahren in die wunderschönen Umgebungen spazieren, besteigen alte Ritterschlösser, besuchen ehrwürdige Abteyen, treiben uns hier im Parke unter der auf- und abfluthenden Menge der Badegäste herum, oder sehen zu Hause einen gewählten Cirkel und bringen die Stunden mit Musik oder Plaudern zu. Meine steten Begleiter, die Sie bereits aus meinen früheren Briefen kennen, ermangeln nicht, sich überall einzufinden, wo sie hoffen können mich zu treffen, und das vermehrt das Anziehende jener Unterhaltungen. Die Bedeutendsten unter ihnen sind Fürst Radvinsky und Baron Lehmbach, und das Zünglein der Wage steht noch immer zwischen Beyden inne. Der Fürst ist wohl bey Weitem die glänzendere Parthie; aber Lehmbach ist um zwanzig Jahre jünger, viel gebildeter, viel geistreicher, und die beyden kleinen Kinder seiner ersten Frau sind durch das Vermögen ihrer Mut-

ter versorgt. Er wird eine brillante Carriere machen, und dann wohl leicht mehr Einfluß haben, als der Fürst, der bey großem Vermögen und hoher Geburt doch nur privatisirt. Man spricht davon, daß Lehmbach nächstens Gouverneur in ** und Geheimerrath werden soll. Sie sehen, liebste Mutter, die Schalen stehen ungefähr gleich, und ich erbitte mir Ihren Rath, da ich mein Herz, so viel wie möglich, unbefangen zu erhalten suche.

Übrigens gibt es hier noch eine Menge Dinge, die mich belustigen, und die gesellige Unterhaltung würzen. Es sind die Schwächen, Eigenheiten, Liebhabereyen oder Leidenschaften der Menschen um mich her, die mir wie eine Art von Comödie zum Zusehen und Lachen dienen. Vor Allem taugt zu diesem Zwecke die schöne Pohlinn, wie sie hier genannt wird, jene berühmte Frau von Sarewsky, die mit ihren Gedichten, Krankheiten, Ziereryen und Ansprüchen, mit einem Schwarm von geblendeten Verehrern, die diesen Flitter für echtes Gold anstaunen, mit den Kämpfen und Verzerrungen sinkender Tugenden, die ihr zum Opfer fallen werden, und mit den lächerlichen Behauptungen, wozu das leichtgetäuschte Männergeschlecht durch

ihre Künste verleitet wird, ein wirklich belustigendes Schauspiel vor mir aufführt.

Vor einigen Tagen ward eine Lustfahrt nach einem nahen Kloster verabredet. Lehmbach mit seinem richtigen Geschmack für Anordnungen dieser Art und mit seinem Sinn für schöne Natur, hatte Alles entworfen, und es wurde in unserm Kreise umgefragt, wer von der Parthie seyn wolle. Drey Wagen voll waren schon beysammen, worunter sich auch die Sarewsky befand, die man ja nicht ausschließen darf, wenn die Freude der begleitenden Männer vollständig seyn soll. Nun wurde sich auch bey Fahrnau's erkundigt; aber ihr älteres Kind war krank, die Mutter konnte sich nicht entschließen, es für einen ganzen Tag zu verlassen, und Fahrnau fand es unschicklich, ohne seine Frau dabey zu seyn. Als dieß am andern Tage Kund ward, bekam die Sarewsky Abends solche Krämpfe, daß sie sich im Voraus außer Stand fühlte, die Spazierfahrt, die am dritten Tage Statt haben sollte, mitzumachen. Gut! dachte ich: Wir werden uns dennoch unterhalten, wenn wir auch nicht die Ehre genießen, die berühmte Dichterinn in unserer Mitte zu haben. Aber nun wurde meine arme Tante auch nicht wohl, und ich

gab mit schwerem Herzen die Aussicht auf einen vergnügten Tag auf. Die Tante sah meine stille Beklemmung, und da sie sich am andern Tage besser fühlte, drang sie in mich, dennoch mitzugehn, wenn ich anders die Fahrnau überreden könnte, mich unter ihren Schutz zu nehmen, weil sie nur dieser allein mich anvertrauen mag. Ich lief auf der Stelle zu Leonoren, und da sie wirklich sehr gut ist und ihr Kind sich merklich erhohlt hatte, sagte sie mir freundlich zu. So war Alles in Ordnung, und ich, voll Freude über meine Spazierfahrt, leistete Abends der Tante Gesellschaft und dachte an nichts weiter. Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, liebste Mutter, als am andern Morgen, wo sich Alles bey Fahrnau's versammelte, die schöne Pohlinn trotz ihrer Krämpfe und Leiden erschien, zwar etwas blaß — denn mit dem Schminkbüchschen weiß sie recht artistisch umzugehn — und sehr leidend, wie sie sagte, aber voll Hoffnung, durch freye Luft und Bewegung ein Übel los zu werden, das einer zweytägigen Pflege und Enthaltsamkeit nicht gewichen war. Auch gut! dachte ich: Wenn die Fahrnau nichts merkt — mich geht es nichts an!

Aber ich fand gar bald, daß es mich dennoch

anging und nicht gut war. Wir stiegen ein. Die meisten Männer setzten sich zu Pferde. Ich gab auf unsere Dichterinn Acht und merkte wohl, wie sie mit dem Einsteigen zögerte, um die beste Constellation abzupassen. Leonore allein hatte einen geschlossenen Wagen, ich fuhr, wie natürlich, mit ihr, und den Rücksitz sollten Lehmbach, dem seine Brust das Reiten nicht erlaubt, und ein alter Chevalier einnehmen. Da drängte sich die Pohlinn zu uns, und wußte unter dem Vorwand, daß ihr Wagen offen sey, und sie den etwas frischen Morgenwind nicht ertragen könne, es dahin zu bringen, daß ich ihr meinen Platz neben der Fahrnau abtreten, und im Rücksitz an des Chevalier Seite, dessen gebrechliches Alter ihm ein heiliges Recht auf den geschlossenen Wagen gab, vorlieb nehmen mußte. Lehmbach trat mißmuthig zurück, und ich war im Innersten meines Herzens über das listige Wesen ärgerlich, das mit allen diesen Künsten nichts anders beabsichtigte, als in dem Wagen zu fahren, zu dem sich Fahrnau, weil seine Frau darinn saß, am schicklichsten halten konnte. Nun hätten Sie, liebste Mutter, das Spiel von Zierereyen, Ansprüchen und Klagen sehen sollen, womit sie während einer zweystündigen Fahrt ihre

scheinbare Unbefangenheit gegen eine Frau, die sich im Grund ihres Herzens bitter von ihr gekränkt fühlen muß, zu behaupten, und den Mann, so oft er sich dem Wagen näherte und mit uns sprach, zu bestricken suchte. Eleonore nahm sich dabey vortrefflich. Ich hätte der einfachen Frau diese Kraft und Besonnenheit nicht zugetraut. Nur zuweilen glaubte ich einen wehmüthigen Blick auf ihrem Mann ruhen zu sehen, wenn die Schlange neben ihr sich recht schmeichlerisch an ihn wand. Fahrnau ist schön, das ist wahr, und hat ein gewisses ritterliches Wesen an sich, das ihn wohl kleidet; aber er verdient seine Frau nicht, und wird ihr sicher untreu, wenn er's noch nicht ist.

Unter mancherley bis zum Ekel getriebenen Klagen über Kränklichkeit und ein böses Schicksal, das sie von jeher verfolge, und unter gelehrten und empfindsamen Bemerkungen, wobey ich Leonorens Geduld bewunderte, langten wir endlich im Kloster an. Alles stieg ab und aus. Die Sarewsky brach sogleich in extatische Ausrufungen über die Schönheit der uralten schwarzen Kirche in Gothischem Styl aus, und gerieth eben so schnell mit Lothar, der ihr gern und fast immer widerspricht, in einen gelehrten Streit

über antike und deutsche Kunst, in welchem sie der letzten bey Weitem den Vorzug gab, den Einfluß derselben auf das Gemüth, und auf unsere Nationalität behaupten, und endlich sogar das Unglück von Deutschland, nähmlich seine Unterjochung durch die Franzosen, von der Vernachlässigung altdeutscher Art und Kunst ableiten wollte. Die schmachtenden Augen, die weißen Arme, die trotz Erkältung und Krämpfen unverhüllt getragen wurden, spielten dabey die gehörige Rolle, und die Männer fanden die begeisterte Sprecherinn ganz unwiderstehlich. Nur Lothar allein hielt ihr muthig Widerstand, und ließ sich mit seinen wirklich gründlichen Kunstansichten weder durch ihre Declamation noch durch die schönen Augen aus dem Felde schlagen.

Mir machte das Geschwätz lange Weile, ich gab Lehmbach den Arm, und wir besahen einige Gemählde in der Kirche, die ganz leidlich waren. Leonore begleitete uns. Sie zeichnet sehr schön, und mahlt nach Lothars und Lehmbachs gültigem Urtheile sogar sehr bedeutend in Öhl; aber sie mochte sich auch nicht in jenes artistische Gespräch mischen, das doch nur darum geführt wurde, um gewissen Leuten, die sehr viel auf

altdeutschen Sinn und Ritterthum halten, zu gefallen. Was soll denn auch dieß ewige zur Schau Tragen seiner Deutschheit, indeß man mit der größten Begierde und dem rasendsten Aufwand nach Allem trachtet, was an Möbeln, Kleidern, Stickereyen aus dem Auslande, und besonders aus dem verlästerten Frankreich kommt, in Gesellschaften nichts als Französisch lispelt, und jedem Eintretenden, er sey fremd oder eingeboren, einen Bon jour entgegenruft? Laßt uns aufrichtig seyn und bleiben! Ich liebe Französische Moden und Sitten, weil ich finde, daß sie die feinsten und geschmackvollsten in Europa sind; aber ich schäme mich nicht, es zu gestehen, und brüste mich mit keiner Modeliebe für altdeutsche Kunst und Art, die mir nun einmahl wie ein roher Anfang vorkommt, über den wir längst hinausgeschritten sind.

Übrigens verging uns der ganze Tag sehr angenehm. Wir besahen die Bibliothek und die Rüstkammer, in welcher Rosalie wieder eine Menge zu bewundern hatte; und Fahrnau's Augen strahlten, wenn er — ich mußte wirklich über ihn lächeln — die blanken Harnische betrachtete und die schweren Schlachtschwerter aufhob. Er war auch der Einzige unter den Anwesenden,

der eines davon recht zu schwingen und zu gebrauchen im Stande war, und er sah wirklich gar nicht übel dabey aus. Eleonorens Augen hingen mit einem still traurigen Ausdruck an ihm, als er die blanke Waffe schwang; aber Rosalie brach in begeisterte Reden von Ritterthum und adligen Sinn aus, die ich nicht verstand und darum nicht beachtete. Wie ekelhaft mir diese Eitelkeit in ihrer Liebe ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben; denn im Grunde, wäre Fahrnau nicht schön, nicht von so gutem Hause, und hätte er nicht allerwärts den Ruf eines braven Soldaten, er könnte ein Grandison oder ein Engel seyn, diese Dichterinn würde ihn übersehen, weil sie kein Aufsehen mit der Eroberung machen könnte.

So nun, wie dieser Tag, gesellig, belebt, durch manches Zwischenspiel belustigt, fließen auch die übrigen hin, und ich würde ganz vergnügt seyn, wenn ich Sie hätte vermögen können, uns zu begleiten.

Siebenter Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

**bad den 28sten Julius 1810.

Du irrest wahrlich, lieber Freund, wenn Du mir in Deinem Briefe gerade auf den Kopf zusagst, ich sey in Leonoren verliebt. Ich kenne die Quelle Deines Irrthums. Rosalie hat an ihre Freundinn geschrieben, und diese hat Dir hin und her allerley wunderliches Zeug von meiner Achtung für Leonorens Talent, meinem Wohlgefallen an ihrem Umgang u. s. w. erzählt. Das ist wahr, mehr aber auch keine Sylbe. Du kennst mich, Fierolles! Auf den Trümmern des Capitols, auf den zerfallenen Überresten ehemahliger Freyheit, Völker- und Menschengröße haben wir uns aufgefunden. Dort, wo die Weltherrschaft zweymahl in äußerer und innerer Gewalt über den unterjochten Erdkreis ausging, wo große Schatten und noch größere Erinnerun-

gen uns umschwebten, haben wir den Bund der Freundschaft beschworen. Seitdem haben wir manches Bedeutende miteinander ausgeführt, und Alles, was wir einzeln wirkten, uns vertraut. Würde ich Dir wohl aus solcher Kleinigkeit ein Geheimniß machen? Du weißt, was mir die Weiber von jeher waren. Mein Ruf ist ziemlich dunkel bey ihnen angeschwärzt, und ich thue nichts, um diesen Wahn, so weit er es ist, zu zerstreuen. Sie sollen mich fürchten, und mir nicht anders als befangen nahen. Das ist mir recht, es sichert meine Maßregeln und erleichtert den Sieg, obwohl schon oft diese Leichtigkeit mich angeekelt hat.

Bey dieser Leonore würde ich nicht so leichtes Spiel haben. Sie ist klar, verständig, sehr religiös, und hängt mit allen Kräften ihres Wesens an ihrem Manne. Auch ist sie keiner Leidenschaft fähig, wie sie allein mich jetzt beschäftigen könnte, und wird eben so wenig eine entflammen. So würde der Preis den Aufwand der Mühe nicht lohnen.

Übrigens ist Leonore allerdings mehr werth, als alle die anderen Weiber, und ich kann hier selbst unsere schöne Freundinn nicht ausnehmen. Um diese zu reizen, habe ich jener Bildung und

Gemüth oft vor ihr gelobt. Im Grunde meines Herzens stehn sie mir alle gleich. Es sind schöne Hervorbringungen der Natur, geschaffen, damit sie vor uns blühen, und uns durch ihr Blühen ergötzen. Wenn Rosalie zwischen dem Canon Griechischer Schönheit und den weichen Umrissen einer Italienischen Venus schwankt, so nähern sich Leonorens Formen, der Ausdruck ihres Gesichts, die Haltung ihres Körpers mehr der altrömischen oder altdeutschen Schule. Wäre sie vollends blond und blauäugig, so könnte sie aus dem Goldgrund eines alten Bildes herabgestiegen seyn. Das ist kein Weib, welches mich reizen könnte!

Überhaupt, Fierolles, ist jetzt, dünkt mich, nicht Zeit zu solchen Dingen, und die Lust der Liebe in unsern Tagen nur, wie die reife Frucht eines Baumes, an welchem uns das Schicksal vorüberjagt, im schnellen Augenblick zu fassen und zu genießen. Wir werden Alle, mehr oder weniger sichtbar, von dem allgewaltigen Geschick fortgetrieben, das mit der Menschheit zu einer großen Epoche der Entwickelung eilt.

Über die Thoren, die das nicht sehen wollen, nicht sehen können!

Ein solcher ist mit hundert andern Flach- und

Schwachköpfen, die die Cirkel vom sogenannten guten Ton uns anbiethen; auch Leonorens Gemahl, ein überstolzer, kühner Aristocrat, den, wo ich nur kann, zu züchtigen und für seinen Übermuth zu strafen längst zu den Schooßplanen meines Geistes gehört. Er macht hier viel Aufsehen, denn er ist schön, gewandt, tollkühn und gutherzig.

Diesem Menschen schwebt, wie Allen seines Gleichen, die alte Zeit mit allen ihren Vorurtheilen, Irrthümern, Mißbräuchen, das Deutsche Vaterland, die Freyheit seiner Nation irrwischartig vor den umnebelten Sinnen. Er gehört zu den privilegirten Casten, und kann es gar nicht fassen, daß es in einem großen Theile von Europa schon ganz anders geworden ist, und in dem übrigen noch anders werden soll. Seine Vorfahren und Er selbst haben sich allzuwohl bey den alten Einrichtungen befunden. Hinc illac lacrymae!

Er haßt die Franzosen, spricht mit thörichtem Abscheu von allen Neuerungen, und träumt die Möglichkeit, dem Strom entgegen zu schwimmen, und den größten Mann seiner — vielleicht jeder Zeit in seinem Siegeslauf aufzuhalten.

Armselige Träumer! Seht ihr die große Crise der Entwickelung des Geschlechts nicht, die ihren Riesengang fortgehen muß, und die eure Seufzer, Wünsche und Flüche nicht erschüttern werden? Noch ist der Nord und Ost von Europa zu bezwingen, der Süd und West sind es bereits, mittel- oder unmittelbar. Was jene Insulaner in ihrer Abgeschiedenheit klügeln und markten, wird dem großen Ganzen der Begebenheiten keinen wesentlichen Eintrag thun.

Ja, Fierolles, wir leben in einer schönen, großen Zeit, wo der Geist sich frey macht von der Herrschaft alter Papiere und enger Ordnungen, wo der Mensch gilt, was er ist, und wird, was er kann. Römergeister, Römerthaten! Wir haben sie mit Thränen jugendlicher Begeisterung in Rom gefeyert, während die Mönche zum Hohne der uns umschwebenden Manen ihre Hora's plärten. Aber hier ist mehr als Rom und Cäsar, hier ist die große Nation und Napoleon, ausgerüstet mit aller Kunst und Wissenschaft von zweytausend vorgerückten Jahren, stark und unüberwindlich durch alle Kräfte, Talente und Anstrengungen eines aus dem Grunde durchgewühlten geistreichen Volkes, das ihm unbedingt zu Gebothe steht.

Wohl uns, daß auch wir unser Sandkorn, und vielleicht kein unbedeutendes, verrollendes, zu dem großen Gebäude zutragen können! Wer wird es erschüttern? Nur wer den Sturm aufhält, der mit lebendigem Odem über Meer und Erde hinfährt, Masten knickt, Schiffe zerschellt, Hütten zu Boden wirft und Königspalläste erschüttert, daß sie wanken und stürzen!

Auch die schöne Sarewsky kränkelt jetzt sichtbar an diesen Hoffnungen und Phantasien. Es gehört zur Mode in Norddeutschland und in der schönen Literatur, die Reste des barbarischen Feudalsystems mit seinen krankhaften Ausgeburten in Kunst und Sitte aus dem bestaubten Wust alter Bibliotheken und Rüstkammern hervorzusuchen, und mit den Lappen desselben sich und seine Werke zu schmücken. Neulich hat sie die Gothische Baukunst hitzig gegen mich vertheidigt. Es war ein thörichtes, ungründliches Geschwätz; aber es steht ihr allerliebst, wenn sie sich ereifert, und so reize ich sie gern zum Streit. Das geht wohl nicht so tief bey ihr. Es ist ein Anflug, den Mode und Liebe ihr angehaucht haben. Wäre der Mann, für den sie glüht, von entgegengesetzten Grundsätzen, wir würden die holde Schönheit in Kurzem ganz anders reden hö-

ren. Ich liebe das an Weibern. Ihr Verstand taugt nicht für sich allein, denn sie sind nicht bestimmt, allein zu stehen. So mögen sie sich an uns geistig wie körperlich anschmiegen und von dem Manne nicht allein Schutz, Ehre, Sicherheit, sondern auch Ideen und Ansichten empfangen.

Daß sie Fahrnau leidenschaftlich liebt, ist kein Geheimniß; sie hat sich mehr als einmahl seinetwegen vor aller Welt vergessen. So muß es seyn. Eine kühlere Empfindung, die sich verbergen und allen Formen der Convenienz unterwerfen läßt, ist keine Liebe zu nennen. So müßte auch das Weib lieben, um die ich mich bemühen könnte, und damit Du siehst, daß die Weiber mit ihrem Geklatsche mich nicht zu fassen vermögen, so sage ich Dir, es konnte mich vielmehr lüsten, diesen Fahrnau bey Rosalien, als bey seiner frommen Frau aus dem Sattel zu heben. Vielleicht, wenn ich Langeweile habe, und er es mir in seinem Dünkel zu toll macht, versuche ich es noch. Er soll dann erfahren, daß Geburt, Schönheit, Ritterlichkeit, und alles, was der Zufall gibt, vor dem weichen müssen, was Alles in der Welt beherrscht: Verstand und Genie. Leb wohl!

Achter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

— — g. den 29sten Julius 1810.

Drey Deiner Briefe, mein liebes Kind, habe ich müssen zusammenkommen lassen, ehe ich ein stilles Stündchen fand, um Dir zu antworten. Du weißt, wie das bey mir geht. Ich bin Haus= und Landwirthinn, Mitvormünderinn und Verwalterinn meines Vermögens, ich besorge meine ganze Correspondenz selbst, und muß bald meinem Advocaten glauben, der mir so oft gesagt hat, er könne es nicht fassen, wie eine Frau so viele und so verschiedene Geschäfte zugleich mit dieser Klarheit und Pünctlichkeit besorgen könne. Daher kommt es denn, daß ich zu einer Menge Dinge keine Zeit finde, die ich andere Damen treiben sehe. Ich kann nicht halbe Tage zu mühsamen Handarbeiten

verwenden, nicht von Besuch zu Besuch, oder wohl gar von Kaufmannsladen zu Kaufmannsladen fahren, und ich weiß überhaupt nicht, was Langeweile ist, als wenn ich in schlechter Gesellschaft bin. Ich kann auch unmöglich Briefe schreiben, um zu schreiben, und ich muß oft, wie jetzt der Fall war, recht werthe liegen lassen, bis ich mir den Berg der Geschäfte von den Schultern gewälzt habe. Dann ist es aber auch ein wahrer Lebensgenuß, mit den lieben Entfernten zu plaudern, und so wird das Gesetz der Vernunft zur Würze des Vergnügens, wie es sich denn meistens selbst belohnt, wenn man die Vorschriften dieser höchsten Gesetzgeberinn, die nichts vergeblich befiehlt, stets genau befolgt.

Du schreibst mir, daß meiner Schwester Gesundheit sich merklich bessert, ja daß sie schon auf der Reise sich leidlicher zu fühlen angefangen habe. Das ist's, was ich von jeher sagte, und es freut mich, durch ein neues Beyspiel die alte Behauptung bestätigt zu sehen. Es ist nicht die Beschaffenheit des Wassers in den Brunnen- oder Badeörtern — denn die ließe sich ja wohl durch chemische Kunst überall zum Behuf der Kranken erzeugen — es sind die veränderte Atmosphäre, der Wechsel der Nahrungsmittel, der Gegenstände,

endlich die Bewegung der Reise, die Zerstreuung, welche zusammen eine Revolution in unserm Körper hervorbringen, und durch diesen neuen Reiz wohlthätig einem alten Übel entgegenwirken. Hätte Deine Tante mich, wie ich es ihr vorschlug, auf unsere Güter im Riesengebirge begleitet, dort im natürlichen Wasser gebadet und ein Paar Wochen unter alten lieben Freunden, fern von ihren gewöhnlichen Umgebungen, zugebracht, es wäre ganz dasselbe gewesen. Aber es ist etwas von Mode, von Schlendrian und Aberglauben in dem Gebrauch, die Kranken nach fernen Bädern zu schicken, und diese drey Hebel wirken magisch auf die menschliche Natur.

Doch nun zu Deinen Angelegenheiten, liebe Ida, die meinem Herzen das Theuerste und Wichtigste auf der Welt sind. Es freut mich sehr, fast aus jedem Deiner Briefe zu ersehen, was mir auch die Tante zum Theil bestätigt, daß Dein Herz *ziemlich* ruhig ist und das Bestreben der Männer um Dich *größtentheils* nur dazu dient, Dich zu belustigen. *Größtentheils!* Merke wohl! Ich habe Gründe, diese Einschränkung zu machen, die ich vor vierzehn Tagen noch nicht nöthig glaubte. Daß Dich die

Tante beobachtet, kannst Du Dir vorstellen. Sie liebt Dich herzlich und hat viel Verstand, obwohl sie die Dinge in der Welt nicht aus dem Gesichtspuncte ansieht, der mir allein der rechte scheint, und auf welchen Dich zu stellen ich zur liebsten Bestimmung meines Lebens gemacht habe. Sie schreibt mir über Dich, Du selbst entdeckst Dich mir ohne Rückhalt, und ich glaube mich durch diese doppelten Angaben so ziemlich in den Stand gesetzt, das Wahre zu erkennen, zu beurtheilen, was mit Dir vorgeht, oder was die Welt von Dir sagt, und Dir mitzutheilen, was ich einzig und allein für das Rechte und Geziemende halte, und was Du denn, wie ich nicht zweifle, auffaßen und zur Richtschnur Deines Betragens machen wirst.

Die Männer bemühen sich um Dich, sie umflattern Dich, Du kannst einen glänzenden Hof um Dich versammeln, der den der berühmten Sarewsky übertrifft, und Du thust es auch? Gut! Ich habe nichts gegen diese laut ausgesprochenen Huldigungen, die Dir wohl gebühren. Du weißt, was an Dir ist. Über Deine Gestalt und Deine Talente habe ich Dich nie zu täuschen, und Dir nie eine falsche Bescheidenheit, die im Grunde nichts, als eine feinere Art von

Eitelkeit ist, einzuflößen gesucht. Ich habe Deinen Verstand aufgeklärt, und Dir hierin die beste Waffe gegen jede Thorheit und Überschätzung Deiner selbst oder Anderer gegeben. Darum kann ich auch offen mit Dir reden. Es ist also, wie ich sagte, recht, und nicht mehr als natürlich, daß die Männer Dir huldigen. Aber, liebe Ida! die Welt denkt nicht eben so. Das überlege und beherzige oft und ernstlich! Gewohnt, Flitter statt echten Goldes glänzen zu sehen, hundertmahl getäuscht, und diese Täuschung leicht verzeihend, weil man eher Fehler als Lächerlichkeiten vergibt, beurtheilt sie den Einzelnen nach dem Allgemeinen, schreibt die Bemühung so vieler Männer nicht sowohl Deinen wahren Vorzügen, als jenen kleinen Künsten zu, die sie von hundert Andern üben sieht, und wirft Dich somit in die große Classe jener Weiber, die aus dem Fangen von Männerherzen und dem Angeln nach einem Freyer ein wahres Studium und den Zweck ihres nichtigen Lebens machen. Das sollst Du nicht; denn Du bedarfst es nicht, und darum soll meine Ida, mein stolzes Mädchen, auch nicht so vor der Welt erscheinen. Suche daher Dein Wohlgefallen an dem Weihrauch, der Dir gebracht wird,

zu mäßigen, und verhindere das gar zu auffallende Drängen der Männer um Dich! Neid und Klatschsucht erheben sich nur zu gern gegen hervorstechende Verdienste, und Du bist um die mackellose Reinheit Deines Rufs, ohne es auch nur zu ahnen.

Der zweyte Gegenstand, über den ich mit Dir reden muß, betrifft Deine Gesinnung gegen Baron Lehmbach, und den Rath, den Du von mir verlangst. Du schreibst mir viel Gutes von ihm, ja, nichts als Gutes, und schreibst es in einem Tone, welcher zeigt, daß Du Dich nicht ungern mit seinen Vorzügen beschäftigst. Auch hierwieder habe ich nichts. Nur wünsche ich, daß meine Ida nicht zu weit gehe, und sich von einem angenehmen Äußerlichen nicht so sehr einnehmen ließe, um der nothwendigen Prüfung des Verstandes ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder doch die Gläser einigermaßen zu färben, durch welche jener einst blicken muß, wenn die Sache ernsthaft werden sollte. So scheint mir bereits in Deinem Vergleich zwischen dem Fürsten und ihm sich ein voreingenommenes Urtheil zu offenbaren. Der Fürst ist unabhängig, reich genug, um den Glanz seiner Geburt durch verhältnißmäßigen Aufwand zu erhalten, sein

Character, wie sein Schicksal, sind gemacht, und seine Person soll noch jetzt bedeutende Reste einer ehemahligen Schönheit und Würde der Haltung zeigen. Er wird daher immer eine bedeutendere Rolle in der Welt spielen, als ein neuer Adliger, der allen seinen Glanz und Einfluß nur dem precären Quell seiner Anstellung, mithin der Hofgunst zu danken hat, um welche ihn Kabale, Laune, ja eine Krankheit, die ihn zum Dienste unfähig macht, bringen können. Worin läge also der Vorzug, den Lehmbach vor dem Fürsten hätte? Worin anders, als in seiner Jugend, in Deinen Augen und Deiner Einbildungskraft, welche in dem schönen, artigen und verliebten Mann Eigenschaften und Vorzüge sieht, von denen er vielleicht kaum den Anstrich besitzt?

Gesetzt aber, er besäße sie alle, wer bürgt Dir für die Unwandelbarkeit eines Mannes von acht und zwanzig oder dreyßig Jahren? O meine gute Ida! Laß Dich nicht von Deinem Herzen bethören! Öffne die Augen, betrachte die Männer, und dann geh' hin und lege vertrauensvoll, wenn Du kannst, Deine Hand in die Eines von ihnen! Ich bin nicht bey Euch; aber dieser Baron Fahrnau, der übrigens keiner der Schlimmsten zu seyn scheint, opfert wahrschein-

lich seine hübsche, ihm ganz ergebene Frau für jene Sarewsky hin, die Euern Briefen nach wenigstens sehr seltsam, wo nicht gar zweydeutig ist. Wer ist denn diese Frau? Wer war ihr Mann, oder wo ist er? Warum lebt sie nicht mit ihm? Ich kann die räthselhaften Personen nicht leiden, und vermuthe nicht ohne Grund, daß sie etwas zu verbergen haben, was ihnen keine Ehre bringt. Überhaupt scheint sie mir eine der verschrobenen Modedamen zu seyn, die für Alles Sinn und Begeisterung haben, nur nicht für das, was sie eben thun sollen.

Aber das sind gerade die rechten Syrenen; und wenn eine noch schön und klug genug ist, um die Kränkliche zu spielen, so zieht sie die Männer vollends am Narrenseile. Eine solche Empfänglichkeit hast Du von einem Manne in gesetzten Jahren in der Regel nicht zu fürchten. In der Regel, sage ich; denn Alter schützt nicht immer vor Thorheit, und das starke Geschlecht ist in dieser Rücksicht oft erbärmlich schwach. Darum, liebe Ida, wenn du wirklich meinen Rath, und nicht, wie dieß in solchen Fällen oft geschieht, bloß meine Billigung eines schon gefaßten Entschlusses wünschest, so wähle den Fürsten, für welchen Klug-

heit und Erfahrung sprechen, und über den ich auch sonst befriedigende Nachrichten eingezogen habe.

Nimm, liebes Kind, meine herzliche Umarmung! Deine Brüder grüßen Dich.

Neunter Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schwester.

(Im vorigen eingeschlossen.)

— — g. den 30sten Julius 1810.

Dein letzter Brief, den ich mit dem meiner Tochter zugleich erhielt, war mir ein neuer, rührender Beweis Deiner schwesterlichen Liebe und Treue, mit welcher Du mein theures Dir anvertrautes Pfand bewachst, und Dir Mutterrechte auf sie erwirbst. Gewiß, liebste Therese! Ich erkenne tief und wahr Deinen redlichen Willen; doch erlaube mir auch, Dich auf meine von den Deinen abweichenden Ansichten aufmerksam zu machen, und Dich zu bitten, Du möchtest mir die Freude machen, sie zu prüfen, und, wenn Du sie, wie ich nicht zweifle, richtig gefunden haben wirst, sie bey Ida's Angelegenheiten nicht allein nicht zu stören, sondern in ihrem Geiste zu handeln.

Ich will und wünsche, daß Ida heirathe; denn sie ist nicht reich genug, um ihrer Geburt

gemäß sich unabhängig zu behaupten. Ihr künftiger Gemahl soll ihr eine anständige mit allen Annehmlichkeiten, die Ansehen und Reichthum geben, geschmückte Existenz verschaffen. Um so zu wählen, muß ihr Herz ruhig, ihr Kopf nüchtern bleiben, sie muß meinen Rath, oder vielmehr den der Vernunft — denn ich fordre nichts, als was diese vorschreibt — hören, mit einem Worte, sie muß nicht verliebt seyn.

So habe ich das Mädchen gewollt, so habe ich es erzogen. Ich habe sie vor den Irrwegen, auf die ein allzuweiches Gefühl mich in meiner Jugend führte, sichern, und ihr die Abgründe zeigen wollen, in welche eine regellose Einbildungskraft uns stürzen kann. Darum habe ich ihren Verstand ausgebildet und sie auf den wahren Gesichtspunct gestellt, von welchem aus sie die Welt, und besonders die Männer betrachten muß, um sich ihre Würde und ihr Lebensglück zu erhalten.

Ich habe lange genug gelebt und gelitten, um meinen Erfahrungen hierin mehr zu trauen, als den selbstischen Aussprüchen eines auf angemaßte Rechte stolzen Geschlechts, oder dem gedankenlosen Nachsprechen meiner größtentheils in Frivolitäten auferzogenen Schwestern. Was heißen die Gemeinplätze von den überwiegenden

Vorzügen der Männer, und daß sie um des Staats, wir um ihrentwillen da sind? Was soll die Unterscheidung zwischen starken und schönem Geschlechte, das ewige Predigen von sanfter Duldung für uns und das Rühmen der geistigen und körperlichen Kraft von Seite der Männer?

Wir sind Menschen. Von diesem Standpuncte müssen wir ausgehen, in dem Begriffe der Menschheit liegen unsere Rechte und unsere Pflichten. Was der Mensch thun darf und soll, muß auch das Weib dürfen und sollen, also sich entwickeln, seine Kräfte entfalten, seine Freyheit kennen und gebrauchen, seine Vernunft ausbilden, ihre Aussprüche hören und standhaft befolgen. Können die Männer hierin mit uns gleichen Schritt halten, oder wohl gar uns überbiethen; wohl ihnen, und vielleicht auch uns! Können, oder wollen sie dieß nicht; warum sollen wir zurückbleiben, um ihnen die Mühe zu sparen und doch den Vorsprung zu lassen? Warum soll die Frau dem Manne gesetzmäßig gehorchen, oder sich ihm aus blinder Liebe unterwerfen?

Ich weiß, daß Du mit Deinem weichen Gemüthe, das heilige Andenken eines Dich leidenschaftlich liebenden Mannes im Herzen, der

Dir in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe entrissen ward, in diesem Puncte nie Eines Sinnes mit mir warst, und ich ließ in unserm oftmahligen Streite die Sache auf sich beruhen. Jetzt aber, da es sich vielleicht um das künftige Lebensglück meiner Tochter handelt, jetzt vergib, liebe Schwester, wenn ich Dir mein Glaubensbekenntniß über das Verhältniß unsers Geschlechts zu den Männern, wie es sich durch ein leidenerfülltes Leben in mir ausgebildet hat, wiederhohle, und Dich beschwöre, Ida vor jeder Art von Zärtlichkeit oder Leidenschaft zu hüthen, da sie nur durch Vernunft und Klarheit sich jene Ruhe des Herzens erhalten kann, die ihr, wo nicht die Oberhand, doch gleiches Recht mit dem künftigen Gemahl sichert, und sie vor Unterjochung bewahrt.

Ich habe, Du weißt es, aus Leidenschaft geheirathet. Schönheit, Unglück, Mitleid zogen mich an den Grafen von O'born, der im Anfange des Französischen Krieges schwer verwundet in unsrer Ältern Haus gebracht wurde. Ein Zusammenleben von zwey Monathen entflammte in unsern Herzen eine Leidenschaft, die für die Ewigkeit zu lodern schien. Eine glänzende Versorgung, der feinste Ton, und ein An-

strich von geistiger Bildung, schimmernd genug, um ein zwanzigjähriges Mädchenherz zu blenden, galten mir für die schönste Bürgschaft unwandelbaren Glücks. Ich ward seine Frau. Ich glaubte auf einem Teppich von Blumen durch's Leben zu wandeln; ein Abgrund von Lastern und bösen Gewohnheiten lag darunter verborgen. Nach und nach kamen sie alle zum Vorschein. Leichtsinn und unsinnige Verschwendung streuten zuerst den Saamen der Zwietracht zwischen uns, Spiel und Trunk entfernten ihn hierauf aus meiner ihm lästigen Gesellschaft, schwelgerische Freunde, ausschweifende Weiber hielten ihn fest, sein Vermögen war beynahe dahin, meines in Gefahr, und eine schreckliche Zukunft starrte mich und drey unerzogene Kinder an.

Da galt es wohl, sich zu ermannen und aus der zärtlichen Unthätigkeit aufzuwachen, die unsre gebornen Feinde, das sogenannte starke Geschlecht, so sehr an uns zu schätzen vorgeben. Wenn der Mann nicht mehr Herr des Hauses war und seyn konnte, mußte die Frau das Steuer des scheiternden Schiffes mit fester Hand ergreifen. Ich riß mich aus langen Leiden empor und faßte meinen Entschluß. Meine Liebe war längst gestorben, der Verlust sei-

nes Herzens längst verschmerzt, aber mein Vermögen und das Glück meiner Kinder waren noch zu retten. So legte ich die entehrende Rolle einer sanften Dulderinn ab, trat in meine Rechte als gekränkter Mensch, und rief Dich und Deinen edlen Gemahl zu Hülfe. Das Werk wurde mit Ernst und Kraft begonnen, und nach acht mühsamen Jahren, während welchen ein frühzeitiger Tod, die Folge von Ausschweifungen, den Grafen O'born wegraffte, sah ich unser Vermögen geborgen, alles in lichtheller Ordnung, und durch Euern Beystand, wie durch eigene Thätigkeit, meiner Kinder Glück, die Ruhe meines Alters gesichert. Meine beyden Söhne sind tüchtige Menschen und versorgt, meine Tochter steht, ein schönes, reines, in allen ihren Fähigkeiten ausgebildetes Mädchen da. Das Alles habe ich geleistet. Und wie? Und warum? Weil ich nicht ein Weib, wie die Männer es verstehen, sondern ein Mensch seyn wollte.

Sechzehn Jahre sind seitdem verflossen, meine Ansichten haben sich nicht geändert; vielmehr dienten alle Erfahrungen nur dazu, sie zu bestätigen. Kannst Du mir es nun verdenken, wenn ich meine Ida so führen will und muß, wie ich es zu ihrem Glücke nothwendig erkenne? Sie

soll nicht aus Liebe heirathen, und darum kann ich Dir meine Besorgnisse wegen des Baron Lehmbach nicht verbergen. Ich fürchte, er hat durch Schmeicheley und ein zartes Benehmen den Weg gefunden, auf Ida's Einbildungskraft, und dadurch auf ihr Herz zu wirken. Ich würde dieß als das größte Unglück ansehen, zumahl, da die Parthie für eine Gräfinn O'born nichts weniger als glänzend ist. Dennoch scheint sie zwischen ihm und dem Fürsten zu schwanken, ja sogar ihn dem letzteren vorzuziehn.

Liebe Schwester! Willst Du mir Deine oft erprobte Liebe noch einmahl beweisen, so suche Ida zu stimmen, daß sie mit dem Fürsten Ernst mache. Zu jener Verbindung, die mir nichts besseres, als eine Inclinations-Heirath scheint, kann und werde ich meine Einwilligung nie geben. Das ist mein fester Wille, und Du weißt, ich kann ihn halten. Sage Ida hiervon so viel, als Du für gut hältst. Mit ihr, der Jüngeren, Unerfahrneren, habe ich anders gesprochen. Sie verträgt das volle Licht, das Dein geübtes Auge aushalten kann, noch nicht. Ich lege meine Hoffnungen, meine Sorgen, meiner Tochter Glück in Deine Hand, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

** bad, den 29sten Julius 1810.

Bertha! Was ist das für ein Mann! — Und ich sollte ihm entsagen können? — Nein! Das ist unmöglich, und darum soll es auch Niemand fordern.

Vor drey Tagen in der Nacht stieg ein furchtbares Gewitter aus den tieferen Bergthälern auf, das die heißglühende Sonne des langen Sommertages aus Dämpfen und Nebeln langsam gebraut hatte. Fernrollende dumpfe Schläge verkündeten zuerst sein Annahen, einzelne Blitze leuchteten durch die finstere Nacht. Ich lag schlaflos, und konnte alle Abstufungen des kommenden Schreckens genau beobachten. Er wuchs und wuchs unaufhaltsam. Die Donner folgten schneller, krachender, die Leuchtungen zuckten blen-

dender und öfter hintereinander durch mein Gemach. Ein Sturmwind brach los, die Natur schien im Aufruhr, einige gellende Schläge fielen hintereinander, und die Waldthäler wiederhohlten ihr Getöse. Plötzlich fiel einer mit hellem Geprassel. Er konnte nicht fern seyn, denn zu gleicher Zeit überströmte rothes Glühen mein Zimmer, und der weiße Strahl fuhr schlängelnd gerade vor mir auf den Wald herab. Ein heftiges Rauschen folgte. Der Schlag hatte die schwangere Wolke zerrissen, der Regen stürzte stromweise und peitschte die zitternden Scheiben meiner Fenster, und nur das schwache, bebende Glas trennte mich von dem gräßlichen Kampf wild empörter Elemente. So trennt den Schiffer ein schmales Brett vom sicheren Tod in den Wellen.

Gegen Morgen ließ das Toben nach, der Regen hörte auf, und die Sonne zerstreute das schwere Gewölke. Ich fuhr in's Bad. Der frische Morgen glänzte aus tausend Tropfen, die an Gräsern und Sträuchern hingen. Alles war so erquickt, Alles athmete neues Leben. Die Badenden versammelten sich nach und nach. Jedes hatte zu erzählen, was es diese Nacht gefürchtet, gesorgt, oder abentheuerliches erfahren hat-

te. Jetzt erschien der Badearzt und berichtete, daß das Gewitter, welches uns so viel Stoff zum Plaudern und Lachen gab, für eine unglückliche Familie im Walde sehr traurige Folgen gehabt habe. Der heftige Regen, eine Art von Wolkenbruch, hatte die Wehren eines Mühlbaches zerrissen. Dieser in zürnendem Tosen, machte sich auf ungewohntem Wege Platz, riß die Räder, die Werke, Alles krachend zusammen, und unterwusch die Hütte des Müllers. Schrecken und Nacht und die wüthende Eile des Elements machten Rettung unmöglich. Nun sey die ganze Familie des armen Mannes, ein Weib mit drey kleinen Kindern, ein blinder Alter und ein Paar Knechte in dem stehen gebliebenen Rest des Häuschens, von wüthenden Fluthen umtobt, alle Augenblicke gewärtig, daß der tosende Waldstrom auch noch die übrig gebliebenen Mauern niederreiße und sie in seine Wogen begrabe. Niemand wagte es, sich durch den angeschwollenen Strom dem Hause zu nahen, in welchem die unglücklichen Eingeschlossenen, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, die Arme bittend und flehend zu den Fenstern herausstrecken.

Alles war tief erschüttert von dem Bericht, und Fahrnau, der auf der Gallerie zuhorchte,

auf einmahl verschwunden. Niemand wußte, wohin? Mein Herz allein erkannte das seinige. Er war hingeeilt, wo die Unglücklichen eines tapfern, entschlossenen Muthes und eines menschenfreundlichen Herzens harrten, um sie zu retten.

Die Badestunden waren vorbey, man zerstreute sich, mein Herz schlug in nahmenloser Angst. Zehnmahl schickte ich in sein Haus, er war noch nicht zurückgekehrt. Endlich hieß es, er sey seit einer halben Stunde zu Hause, ganz wohl, nur erschöpft. Er hatte die arme Familie gerettet und nach der Stadt gebracht. Ich warf mich nieder vor dem höchsten Wesen, das ihn mir erhalten hatte. Ich war außer mir vor Freuden. Ich ließ anspannen und fuhr schnell in den nahen Wald. Ein Eichenkranz ward geflochten; die Bürgerkrone gebührte dem, der Menschenleben erhalten hatte, und vielleicht mit Gefahr des Seinen. Als ich in den Park kam, war es noch früh, Fahrnau noch nicht da, und überhaupt nur wenig Menschen. Ich sprach mit ein Paar meiner Bekannten über mein Vorhaben. Fahrnau's Edelmuth war schon bekannt, seine Leute, die gerettete Familie, die er geborgen hatte, hatten Alles erzählt. Jetzt sahen wir ihn

von Weitem. Ach er kam so schön, nur etwas bleich, an Eleonorens Arm die Allee herauf! Die Überglückliche, die ihn zuerst umarmen, zuerst den Schweiß von seiner Stirn hatte trocknen dürfen! Und sie sah so ruhig und so kalt aus, als ob nichts vorgefallen wäre!

Ich, die Pillmann, und die jüngere Morrland gingen ihm entgegen. Mein Herz pochte ungestüm, als ich diese theuern Züge nach Angst und Gefahr wieder erblickte. Ich reichte ihm den Kranz, ich wollte reden, meine Stimme versagte, meine Thränen brachen hervor. Hedwig Morrland mußte das Wort nehmen und ihm im Nahmen der dankbaren Menschheit für das gerettete Leben der Unglücklichen danken. Er war verlegen, bestürzt. — Sollte er das? Bescheiden darf der edle Mann wohl seyn; aber bestürzen sollte ihn der öffentliche Dank für eine öffentliche Handlung der Menschenliebe nicht.

Aber ich weiß wohl was es war. Eleonore ging an seiner Seite. Er liebt sie. Das Schicksal hat sie ihm in einer Aufwallung seiner jugendlichen Leidenschaft in den Weg geworfen. So erschien sie ihm als das verwirklichte Ideal seines schönen Herzens. Seitdem hat er unwandelbar an ihr gehangen, denn er hat nichts Bes-

seres, nichts Höheres kennen gelernt. Muß das aber immer so bleiben? Dürfte und könnte er dem Geisterrufe widerstreben, der in der ersten Stunde unsers Zusammentreffens wie in meinem, so gewiß auch in seinem Herzen erklungen ist?

Er ist gegen mich nicht unbefangen, aber er beherrscht sich; das sah ich klar in dem Moment, als ich ihm den Kranz reichte. Er begegnet seiner Frau mit vermehrter Achtung in meinem Beyseyn. Sein schönes Gemüth flüchtet hinter dieß erhöhte Bollwerk geträumter Pflicht; aber ich fühle — und welches Weib würde das nicht fühlen! — daß auch er von dem Strahl getroffen ist, der mich berührt hat.

Du hast mich in deinem letzten Briefe vor einer hoffnungslosen Leidenschaft gewarnt. Ich erkenne dankbar die Sorge Deines liebenden Herzens. Aber fürchte nicht für mich. Will ich denn Ludwig besitzen, ihn seiner Frau rauben oder seinen häuslichen Verhältnissen entfremden? O nein, bey Gott nicht! Eleonore mag behalten, was sie an ihm hat, was sie an seinem reichen Ich erfassen und begreifen kann, einen aufmerksamen, achtungsvollen Gemahl, seine Kinder, die holden Engel, in deren Ältestem Ludwigs Züge in lieblicher Verjüngung unschuldiger

Kindheit sich so reizend zeigen, den sorglichen Vater, sein Haus, das er mit Kraft und Einsicht regiert, den Schützer und Berather. Ich will von allem dem nichts, ich will den Frieden seiner Seele durch keinen schmerzlichen Kampf stören. Er soll mir nur geben, was jene nicht bedürfen, und nicht fordern — die heilige Flamme seines Herzens, das lebendige Spiel seiner Phantasie, den Zusammenklang zweyer für einander geschaffener Seelen! Er ist reich genug, Allen Alles zu seyn aus der Fülle seines tiefen Gemüths. Er ist für mich nicht Mann, nicht Frau, nur die vollendete Hälfte meines Selbsts.

Du fragst mich, was meine Muse macht, ob ich dichte? Wie könnte ich in diesem Sturme des Gefühls, dieser ewig wechselnden Fluth von Hoffnung und Furcht! Nur wenn nach dem unruhigen Wallen und Toben die Seele wieder ruhiger geworden ist, dann schaut aus ihrem klaren Spiegel das hineingestrahlte Gefühl schöner heraus. Liebe und Schmerz, Freude und Sehnsucht verklären sich im Abendschein der Erinnerung, und in der beschwichtigten Brust erklingen leise, nur der gestillten Seele hörbar, die zarten Klänge der Himmelssprache, die der erhabene Verbannte noch aus seiner eigentlichen Hei-

math her kennt, und hier verwundert wieder vernimmt. Ihr andern Menschen nennt das Begeisterung, und glaubt, es sey etwas Fremdes, von außen durch allerley geistige, oder auch sinnliche Anregungen in uns Hineingekommenes. Glaubt das nicht, und darum muthet dem Sänger nicht zu, daß er im Sturm bewegter Leidenschaft singe! Oder glaubst Du, ich setze mich hin und will jetzt dichten, das oder jenes, so wie man wohl in der Schule die Knaben zur Poesie anführen und ihnen Thema und Redefiguren, Rythmus und Eintheilung angibt? Nein! Nein, liebe Bertha! Wenn Du das glaubst, kennst Du das Wesen der Dichtung nicht, dieß heilige Räthsel, das selbst dem, in dessen Busen es vorgeht, ewig unauflöslich bleibt. In mir, in den innersten Tiefen meiner Brust ruhen die Gesänge, völlig gesungen, vollendet, in himmlischer, ursprünglicher Schönheit. Ist die Stunde der Weihe gekommen, und kann der beruhigte Geist den Engelslauten horchen, dann tönen sie in mir auf, erst leise, wie von fern, undeutlich, unvernommen; aber es wird stiller um mich, stiller in mir, und die Laute tönen heller, ganze Verse, ganze Strophen ringen sich aus dem dunkeln Grunde los,

hinter welchem, ich fühle es wohl ein himmlisches Licht liegt, das zuweilen durchblitzt, wenn jene Töne sich unten losreissen, und wo die herrlichen Gestalten, die harmonischen Klänge wohnen, die ich ahne, nach denen ich schmachte, ohne sie anders erfassen zu können, als in einzelnen Momenten und Tönen, die dann sich zu den Liedern und Dichtungen bilden, die Euch gefallen und die die Welt mit Freuden aufnimmt.

Sieh, das kann ich wohl Dir sagen, und ihm, ihm, der jeden leisen Anklang der verschwisterten Seele versteht; die Welt würde mich belächeln, und mag man doch über den Ursprung meiner Gedichte glauben, was man will, mich kümmert nur, was meine Lieben von mir denken. Leb wohl!

Eilfter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

**bad, den 4ten August 1810.

Du wirst nicht ohne Befremden aus dem Datum meines Briefes sehen, daß wir noch hier sind, und ein Aufenthalt, der höchstens für drey Wochen berechnet war, nun in die fünfte dauert. Ich kann nicht sagen, daß mir das völlig recht ist, und ich fange an, mich sehr nach meinem stillen Rosenstein zu sehnen, wo die Schnittzeit und unsere Geschäfte überhaupt unsere Gegenwart fordern, und Alles endlich wieder in sein altes Geleise kommen soll. Aber die Gesellschaft ist unterhaltend, die Umgebungen sind angenehm, wir werden sehr gedrungen, noch kurze Zeit zu verweilen, und Du weißt, wie schwer es ist, gutgemeintem, freundschaftlichem Zudringen so standhaft zu widerstehen, als wohl

die Vernunft uns sagt, daß wir manchmahl sollten.

Vielleicht hat dieses Verweilen, an dem weder Ludwigs noch gewiß mein Wille Schuld ist, seine weisen Absichten. Eine wenigstens von diesen sah ich vorgestern mit Angst, Freude und Stolz in Erfüllung gehen. Ach, Clara! Wie gut, wie edel ist mein Ludwig! Und wie wenig darf ich mich wundern, wenn die Welt sein Verdienst so ansieht und anerkennt, wie ich!

Ein Gewitter mit heftigem Regen hatte vor ein Paar Nächten eine Mühle im Waldgebirg in die größte Gefahr gebracht. Der Bach hatte das kleine Haus fast umgestürzt, in dem eine rettungslose Familie, von dem angeschwollenen Waldwasser eingeschlossen, alle Augenblicke ihrem Tode entgegensah. Ludwig hört das in der Gesellschaft erzählen. Ohne ein Wort zu reden, fliegt er nach Hause, läßt satteln, sagt mir nur die Hälfte seines Vorhabens, um mich nicht zu ängstigen, und sprengt, von seinem alten, treuen Georg begleitet, hinaus an die Stelle des Unglücks. Das Wasser war noch sehr hoch, Niemand wollte sich hineinwagen, um die armen Leute, die flehentlich um Hülfe bathen, zu retten. Ludwig hat mir erzählt, wie dieser Anblick,

diese Töne sein Herz zerrissen, wie er in dem Augenblicke das wildstrudelnde Wasser, seine augenscheinliche Gefahr, Alles vergessen hatte, wie er Bretter, Leitern, Balken, was er von der zerstörten Mühle in der Nähe fand, mit Georgs Hülfe herbeyschleppte und nun anfing, eine Art Brücke über das Wasser hin zu dem bedrohten Hause zu werfen. Die Leute darin mußten auf sein Zurufen mit Hand anlegen, und die hingeschleuderten Balken an dem einzigen noch unversehrten Fenster zu befestigen suchen. Als die umstehenden Nachbarn das sahen, schämten sie sich ihres Kleinmuths, sie griffen zu, das Beyspiel des fremden, gutgekleideten Mannes reizte sie zuerst, und seine Versprechungen, und die tüchtige Weise, womit er Alles zu ordnen verstand, belebten ihren Eifer. Die schwankende Brücke war fertig, Ludwig — ach, Georgs Erzählung machte mein Blut gerinnen! — nicht ohne Lebensgefahr der Erste hinüber. Ihm folgten einige rüstige Bursche, und endlich war die ganze zitternde, vor Freude und vor Angst weinende Familie gerettet. Wie sie zu Ludwigs Füßen sanken, wie sie ihm Hände und Kleider küßten, und er, vor schöner Rührung beynahe weinend, selig im Gefühle erfüllter Menschenpflicht, zwi-

schen ihnen stand, ihren Ergießungen bescheiden wehrte, sie mit ihrem Dank an Gott verwies, in dessen Hand er auch nur ein schwaches Werkzeug gewesen war! O Clara, Clara! Über was darf ich wohl klagen, da der Himmel mich dieses Herz finden, und es neun Jahre treu an dem meinigen schlagen ließ! Ach, und wie er mich vor unserer Verbindung liebte! So hoffnungslos und so ausschließend, so hingegeben und so männlich stark! Ja, liebe Schwester, diese Erinnerungen und das Bewußtseyn seines Werths müssen mein unruhiges Herz beschwichtigen.

Nach vielen Stunden kam er nach Hause. Die Kinder und ich hatten ihn mit unsäglicher Angst erwartet. Keines hatte essen wollen, bis der ersehnte Vater zurück war. Alles eilte ihm entgegen. Mit nassen Locken, in feuchten Kleidern, etwas bleich, ermüdet, aber mit der Verklärung der reinsten Freude in den edlen Zügen, schloß er mich gerührt und fest an seine Brust; dann beugte er sich zu den Kleinen nieder, die hohe, schlanke Gestalt lächelte auf sie herab, und indem er den einen Arm um mich schlang und seinen Kopf auf meine Stirn lehnte, flüsterte er mir leise zu: Gott hat es gelingen

lassen, sie sind Alle gerettet! O Clara, welch ein Augenblick! Ich hob meine Augen zu ihm empor, ich sah eine Thräne in den seinigen, und eine fromme, kindliche Regung richtete in dem gleichen Momente unsere Augen und unsere Herzen zu Gott empor.

Seine Bekannten hatten schon öfters geschickt, um sich nach seiner Zurückkunft zu erkundigen; denn das Unglück im Walde und Fahrnau's Vorhaben war bekannt geworden, so sehr er auch es zu verbergen bemüht gewesen war. Er schlug mir vor, nachdem er sich erhohlt hatte, gegen Abend in den Park zu gehen. Ich wäre lieber zu Hause bey ihm und den Kindern allein im Gefühle meines Glücks geblieben. Solche Stimmungen sind nicht für die große Welt. Aber Ludwig liebt die Geselligkeit und wollte auch das Aufsehen vermeiden, das sein Wegbleiben aus dem gewohnten Kreise erregt, und dem Vorfall noch mehr Wichtigkeit gegeben haben würde. Ich sah seine Gründe ein. Wir gingen, und ich gab mir Mühe, die stille Seligkeit meines Herzens und meine Liebe für Ludwig den Blicken der theilnahmslosen Menge zu entziehen. Ich that sehr wohl daran, denn im Park kam man ihm mit so großem Pomp und Aufheben

entgegen, daß er verlegen und ich verletzt wurde. Nur wahres Gefühl und reine Liebe wissen recht zu danken; die Eitelkeit, die Verschrobenheit bringen in der Anerkennung fremder Verdienste nur sich selbst ein wohlgefälliges Opfer.

Ich mag nicht viel unter diesen Menschen seyn, und ich besuche daher selbst die Gesellschaften der Gräfinn Wingheim nicht mehr so fleißig, als die erste Zeit, wo ich, im Wahne, es würde nur drey Wochen dauern, mich dieser Lebensart ungestört hingab. Als unsere Rückreise sich immer mehr verzögerte, fand ich es nöthig, in das gewohnte Geleise meiner häuslichen und mütterlichen Geschäfte zurückzukehren und wieder, so viel als möglich, zu Hause bey meinen Kindern zu bleiben. Ach, diese Kinder sind ja ohnehin mein höchstes Glück, mein Trost! Diese schuldlosen Seelen, in denen kein Arges sich regt, die noch nichts vom Verderben der Welt, den Verführungen des Lasters, den Gefahren der Leidenschaften kennen! An ihren treuen Blicken, wenn sie mir furcht- und verdachtlos ins Auge schauen, an ihren reinen Vorstellungen, die noch kein Hauch der Welt befleckt hat, erhohlt sich mein gedrücktes Gemüth und richtet der gesunkene Glaube sich auf. O Schwe-

ster! Wäre ich doch nie von unserm stillen Schlosse weggezogen, oder wäre ich wieder dort mit meinem theuren Ludwig und meinen holden Kleinen!

Es ist in dieser schönen Welt so viel Häßliches, so wenig Gold, was glänzt! Manches habe ich selbst bemerkt, über Manches haben die Leute mir die Augen geöffnet, indem sie, während sie sich in wechselseitiger Gegenwart mit Schmeicheleyen und Freundschaftsversicherungen überhäufen, sich, wenn Eines den Rücken kehrt, unbarmherzig zerfleischen.

Ich lasse Jeden auf seinem Werth beruhen, aber mich verlangt nicht in die Kreise, wo man nur durch Geist und Witz gilt und das Herz ganz aus dem Spiele bleiben muß, wo man sich Stunden lang in spielendem Geplauder auf Oberflächlichkeiten herumtreibt, mit der Miene der größten Angelegenheit von gleichgültigen Dingen redet, den lebhaftesten Antheil an dem gegenseitigen Wohl oder den Verhältnissen Anderer zu nehmen scheint, im Grunde aber nichts von dem Allen empfindet und auch nicht bewirkt, daß die Andern es glauben. Wahrhaftig, mir kommen diese Leute vor, wie eine Schaar guter Bekannter, die zum Spaß verlarvt untereinander her-

umlaufen und sich aus wechselseitiger Gefälligkeit anstellen, als ob sie Einer den Andern für das hielten, für was er sich geben will. Ein albernes Spiel, ein entwürdigendes Treiben, dessen der bessere Mensch sich schämen sollte!

Nur ein Paar Personen habe ich gefunden, die mir einer größeren Aufmerksamkeit werth scheinen. Die Eine ist ein gewisser Baron von Lehmbach, ein junger sehr gebildeter Mann, aus dessen Anstand und Benehmen eine edlere Natur zu blicken scheint, als die Übrigen zeigen. Zu seinem Unglück ist er, wie ich fürchte, nebst vielen Andern in den Fesseln der stolzen Ida O'born befangen, und ich glaube schwerlich, daß sie in ihrem hochmüthigen Streben nach Glanz und Auszeichnung fähig seyn wird, das stillere Verdienst dieses würdigen Freyers zu erkennen. Die zweyte ist das Gesellschaftsfräulein der berühmten Frau von Sarewsky, ein Fräulein Haller, vielleicht die übersehenste Gestalt aus Allen, aber zehnmahl mehr werth, wie mir scheint, als ihre Dame. Ein Zufall brachte mich einst in die Nähe dieses sonst sehr stillen Mädchens. Der schöne Ton ihrer Stimme, ihr accentloses, reines Deutsch, und einige Äußerungen, die sie mit der größten Bescheidenheit vor-

brachte, öffneten einem Gespräche die Bahn, wie es, glaube ich, immer und allein unter guten, gebildeten Menschen Statt finden sollte.

Das Mädchen ist nicht glücklich, wie ich glaube, und mag wohl nicht so alt seyn, als sie auf den ersten Blick scheint. Ihr Wuchs ist fein, ihre Züge sind, wenn man sie genau betrachtet, angenehm, aber irgend ein böses Schicksal hat den frischen Jugendhauch von diesen blassen Wangen gestreift, und den düstern Schleyer über die sanften, blauen Augen gezogen. Übrigens scheint sie mir eine wahre, und für ein Weib viel zweckmäßigere Bildung zu haben, als die von Witz und Talenten schimmernde Gräfinn Ida, oder ihre schriftstellernde Dame selbst. Was sollen uns denn Kenntnisse, Talente, Belesenheit, wenn sie nicht in unser Innerstes eindringen, es veredeln, reinigen, und uns geschickter machen, unsere Pflichten zu erfüllen? Alles Übrige ist nicht bloß Flitter, es ist, meinem innersten Gefühle nach, verderblich, und diese berühmte Sarewsky hat über die Dichterinn das Weib vergessen. Sie lebt nicht mit ihrem jetzigen, ihrem dritten Manne. Über ihre erste Ehe beobachtet sie ein räthselhaftes Schweigen, der zweyte Gemahl, von dem ihr

großes Vermögen herrührt, ist gestorben, und von dem dritten hat sie sich getrennt. Doch nein! Das **Weib** hat sie, wenigstens in Einem Puncte, nicht vergessen, aber es ist kein guter Geist, der sie besitzt!

Es schlägt zehn Uhr. Leb wohl, liebe Schwester! Gute Nacht!

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad den 8ten August 1810.

Unser Aufenthalt hat sich sehr in die Länge gezogen. Es ist in jeder Hinsicht höchste Zeit, daß wir umkehren und den verlassenen Faden unsers häuslichen Wirkens wieder aufnehmen. Es haben sich Verhältnisse und Verbindungen gebildet, die der schönen Eintracht und der ruhigen, stillen Würde unsers bisherigen Lebens nachtheilig werden könnten.

Ein unseliger Zufall und eine noch verwirrendere Folge von kleinen Ereignissen hat die Neigung einer der schönsten, geistvollsten und unglücklichsten Frauen auf mich gerichtet. Gott weiß, wie ich dazu kam. Angezogen hat mich ihr Wesen allerdings, das muß ich gestehen; aber ich ahnete nichts und wollte nichts weiter. Das kann ich als Mann von Ehre und als Edel-

mann versichern. Du wirst nach meinen vorigen Briefen leicht errathen, wen ich nicht nennen will. Ihr Nahme soll nicht ausgesprochen werden und kein verrätherisches Blatt ihre Schwachheit, die ich lieber der Welt und mir selbst verbärge, durch einen unglücklichen Zufall kund thun. Aber ich muß mich losreißen. Ich bin es ihr, mir selbst, und noch mehr meinem geliebten Weibe schuldig. Eleonore müßte mich nicht so innig lieben, wie sie thut, und ihr Gefühl müßte nicht so zart seyn, wie es sich mir bey jeder Gelegenheit zeigt, wenn sie nicht bemerkt hätte, was um sie vorgeht. Zwar klagt und schmollt sie nicht, eine ungetrübte Heiterkeit empfängt mich jedes Mahl, wenn ich mich ihr nähere; aber sie vermeidet ängstlich jede Gelegenheit, wo sie mit jener nur zu liebenswürdigen Leidenden zusammentreffen und aus dem Betragen eines unbewachten Herzens Stoff zu geheimen Qualen saugen müßte. Auf jede Art, durch tausend kleine Künste, die der reinen, offnen Seele sonst so fremd waren, sucht sie sich jeglicher Einladung und Aufforderung zu entziehen, und da ich weiß, was sie auch die kleinste Unwahrheit kostet, so kann ich daraus schließen, wie ihr ums Herz ist.

Eine einzige Betrachtung stört den heiteren Frieden, der sich bey dem Gedanken an meine Zurückreise in mir verbreitet. Es ist die Betrachtung des unangenehmen Gefühls, das ich ihr bereite, wenn ich ihr diesen Entschluß ankündige. Es wird ein bitterer Augenblick für uns Beyde seyn; aber er ist nothwendig, und so laßt uns ihm gefaßt entgegen treten!

Ich habe Dir noch wenig von ihr erzählt. Ehe ich von **bad und ihr scheide, sollst Du doch etwas Näheres über sie erfahren. Ich habe Dir ihre Gestalt beschrieben, wenn sich so Etwas beschreiben läßt; der Eindruck, den ihr Wesen macht, will gefühlt, nicht erzählt seyn.

Sie hat mir mit der Offenheit eines verwundeten, aber schuldlosen Herzens viel von ihrer Geschichte, von ihren Leiden, selbst von ihren Übereilungen erzählt. Sie hat — wenig gefehlt, viel gelitten, arglos getraut, schmerzlich durch Täuschung gebüßt, und der bittere Quell hat sich durch ihr ganzes, ruheloses Leben ergossen.

Sie ist die Tochter eines protestantischen Predigers, der ihr nach dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung gab. Sie hat erstaunlich viel Kenntnisse und

eine reiche Gabe der Dichtung, die durch des Vaters Anleitung und durch eigenen Fleiß zu der künstlerischen Vollendung gelangte, welche die Welt in ihren Werken entzückt. Verfolgungen und Übereilungen, die zu erzählen lang und unnöthig wären, brachten ihren Vater um seinen Dienst und sein kleines Vermögen. Bettelnd entfloh er mit dem zart gewohnten, zart gebauten Kinde von sechzehn Jahren seiner Heimath, und gelangte nach Heidelberg, wo eine Universität und allerley gelehrte Einrichtungen ihm die Hoffnung einiges Verdienstes eröffneten. Hier erkrankte und starb der gebeugte Greis, und ein seltsamer Zufall brachte die verwaiste, der Verzweiflung nahe Tochter zu einem edlen, reichen Jüngling, der sie kennen lernte, liebte und heirathete. Über diese Epoche ihrer Geschichte schien sie mit Widerwillen und schnell hinzugleiten. Das Band, welches Noth und Dankbarkeit von ihrer, Leidenschaft von des Jünglings Seite geknüpft hatten, und welches von den Freunden des Gatten verworfen wurde, gab ihr kein Glück. Eine unzufriedene, kinderlose Ehe stahl ihr vier der schönsten Jugendjahre und legte den Grund zu der Kränklichkeit und Verstimmung, die sich wohl nie wieder aus dem allzuzart besaiteten

Nervensysteme dieses halb ätherischen Wesens verlieren werden. Sie lernte einen liebenswürdigen Mann, einen Offizier, kennen, den ein Zufall in ihr Haus brachte. Geliebt hatte sie nie. Das erste Morgenroth dieser Empfindung brach jetzt für ihre Seele an, und sie war groß genug, es ihrem Gatten zu gestehen; denn als Protestantinn stand ihrer Scheidung nichts im Wege. Die Scenen, die hier vorgefallen seyn mochten, müssen ihre Seele tief ergriffen haben; ich sah dieß an der Bewegung, mit der sie das Alles in Stillschweigen hüllte. Genug, sie ward geschieden, und reichte dem Offizier, dessen Nahmen und Familie wir wohl kennen, die Hand. Ein Jahr darauf ward er ihr durch den Tod entrissen, und ließ sie als Erbinn seines großen Vermögens zurück. Freudenlos, einsam, kränklich suchte sie auf Reisen unter milderen Himmelsstrichen die Ruhe und das Wohlseyn, die sie im Vaterlande nie gefunden hatte. In Rom verliebte sich ein junger, reicher Pohle, ihr gegenwärtiger Gemahl, in sie, und wurde, da sie seine Leidenschaft nicht erwiederte, tödtlich krank. Zureden, Bitten seiner Freunde, und einige Zeilen, die er ihr mit sterbender Hand geschrieben hatte, bestimmten sie, ihn noch einmahl

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zu besuchen. Sein Zustand rührte sie, Mitleid und Überraschung thaten das ihrige, genug, sie reichte ihm die Hand und willigte darein, sich auf dem Todbette mit ihm trauen zu lassen. Unter ihrer treuen Pflege genas er langsam. Eine kurze Zeit lieblicher Täuschung wiegte ihr argloses Herz mit süßen Hoffnungen künftigen, ruhigen Glücks. Sie erwachte nur zu bald. Der Gatte, an den sie die reinsten Regungen eines schönen Herzens gebunden hatte, war ihrer nicht werth. Sie hatte Unsägliches an seiner Seite zu leiden. Endlich kam er selbst auf den wohlthätigen Gedanken einer Scheidung. Er setzte ihr eine ansehnliche Leibrente aus und befreyte sie von seiner Gegenwart. So steht sie nun, dreymahl von dem Ziele, das sie mit aufrichtigem Wunsch zu erreichen gestrebt hatte, zurückgeschleudert, kränkelnd, vereinzelt in der Welt, und der einzige Freund, den ihr Herz nach so manchen Stürmen und Irrungen gefunden hat, dem es sich ganz und ohne Rückhalt öffnen möchte, ist, durch heilige, theure Bande gebunden, auf ewig von ihr getrennt. Gestehe, lieber Bruder, daß sie sehr schuldlos und sehr unglücklich ist!

Aber wenn sie das auch noch zehnmahl

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

mehr, und noch hundertmahl liebenswürdiger wäre, ich muß fort! Es darf nicht länger dauern, und ich beklage nur, daß ich es seyn muß, der aufs Neue einen schmerzlichen Stachel in dieses ohnehin so oft verletzte, und so schlecht geheilte Herz werfen muß. Leb wohl!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

**bad den 16ten August 1810.

Die Hoffnung, liebste Schwester, diesen Herbst noch nach Karlsbad zu kommen, und Dich auf der Hinreise zu besuchen, zerfließt vor meinen Augen immer mehr in nichtigen Nebel. Unser Aufenthalt hier verlängert sich von einer Woche zur andern. Seit den letzten vierzehn Tagen höre ich gar nicht mehr von einer Abreise sprechen, und es scheint nach Allem, daß wir so lange bleiben, bis der Winter die Badegäste allzusammen vertreibt. Es hat mich sehr geschmerzt, als ich im Stillen bedachte, daß auch diese Freude, auf die ich so lange gewartet, mir nicht werden sollte. Jetzt ist auch das überwunden, und ich lege diese vereitelte Hoffnung zu der großen Zahl der früher verblichenen Schwestern. Entsagen und Entbehren war mein Loos

von Jugend an, und als die beschränkten Umstände unsrer Mutter mich nöthigten, an diese Frau, die meine Freundinn heißt und meine Gebietherinn ist, meine Freyheit hinzugeben, jeder Wendung ihres Schicksals, und was mehr sagen will, ihrer Launen zu folgen, da war ja schon das Opfer aller meiner Wünsche und meiner ganzen Eigenthümlichkeit mit einbegriffen.

Indessen, so wenig erfreulich mein Loos ist, so hat mich mein Entschluß doch seit dem ganzen Jahre, als ich bey ihr bin, noch nie gereuet; denn es fehlt auch in diesem trüben Verhältniß nicht an der Möglichkeit, nützlich zu seyn und hier und da Gutes zu wirken. Frau von Sarewsky, so seltsam ihr Charakter und ihr Benehmen oft erscheinen, hat Augenblicke, wo ihr Gemüth durch ihre lebhafte Phantasie sich bis zum Edelmuth erhebt. Man muß sie nur genau kennen, um in der gelegenen Zeit auf sie zu wirken. Ich habe sie zu manchen Gaben für Unglückliche, zu manchen geheimen Wohlthaten beredet und der doppelten Freude genossen, nicht allein den Armen geholfen, sondern auch, wenigstens für einige Zeit, einen Schimmer des inneren Friedens, den das Bewußtseyn pflichtmäßiger Handlungen immer gibt, über dieses

zwiespaltige Gemüth verbreitet zu sehen. Auch mir selbst, in meinem Inneren, wurde das Beysammenleben mit dieser Frau lehrreich und nützlich. Wie oft, wenn ich mich vom Schicksal recht grausam behandelt und vor vielen Menschen unglücklich glaubte, hat ein Blick auf sie mich beschämt und getröstet! Auf welchen Grad sie mit sich selbst und der ganzen Welt in grellem, schmerzenden Contraste steht, kann ich Dir nicht beschreiben. Ihr unruhiges Herumtreiben von einem Orte zum andern, ihre ewige Unzufriedenheit, ihre Leidenschaftlichkeit, selbst ihre Kränklichkeit, die wenigstens grossen Theils Wahrheit ist, stehen in ewiger Wechselwirkung aufeinander, und vereinigen sich als Wirkung und Folge, um sie unglücklich zu machen, und ihr, wie Göthe sagt, das nächste Glück vor den Lippen wegzuzehren.

Warum wir so lange hier bleiben, ist leider kein Geheimniß. Nicht allein die Welt, auch jene Personen müssen es bemerken, die es am letzten erfahren sollten, weil es sie am empfindlichsten schmerzen wird. Eine ganz unglückselige Leidenschaft hat sich Rosaliens Herzens bemeistert. Sie scheint mit jedem Tage wie an Stärke, so auch an Strafbarkeit zuzunehmen, und den

Mann, der sie eingeflößt, mit sich fortzureißen. Die Welt urtheilt freylich sehr schonend über dergleichen galante Verbindungen zwischen Personen, die längst ein heiliges Band an Andere knüpft; mir aber ist es unmöglich, sie für unbedeutend oder gar schuldlos zu halten.

Indessen läßt sich auch für meine Dame eine Art von Entschuldigung in den ungetheilten und offenbaren Huldigungen finden, die das männliche Geschlecht ihr überall darbringt. Es ist erstaunlich, welchen Eindruck ihre Erscheinung macht, und wie leicht ihre Eitelkeit dadurch gereizt werden kann. Überhaupt hat eine längere Beobachtung der Welt, so wie sie den frischen, lebendigen Glanz von den Idealen meiner ersten Jugend gewischt hat, mich auch nachsichtiger mit den Menschen gemacht, und jene, die ich leider nicht mehr als Engel bewundern konnte, doch auch nicht als Teufel hassen lassen. Nur Wenige sind böse, Alle schwach, die Meisten sinnlich und eitel. Diese beyden Triebe, Sinnlichkeit und Eitelkeit, sind es, was ich eigentlich für die Erbsünde halte. Denn was war es anders, als Lüsternheit nach verbothenem Genuß, Sinnlichkeit (wozu man auch die feineren Arten, in denen gebildetere Seelen schwelgen,

rechnen muß) und Wunsch, den Elohim gleich zu werden, folglich **Eitelkeit**, was unsre ersten Ältern zum Falle brachte, und sich in unendlich mannigfachen Schattirungen auf das ganze Menschengeschlecht verbreitete? Sieh, so habe ich mir oft die Erzählung vom verscherzten Paradiese der Unschuld gedeutet, und ich glaube, nicht mit Unrecht.

Diese Eitelkeit treibt aber ihr Spiel an einem Badeorte offenbarer und auffallender, als irgendwo, weil hier eine größere Menge von Menschen aus den höheren und reicheren Classen sich auf einem kleinen Raum zusammenfindet, und es belustigt und schmerzt mich manchmahl, dieß Treiben zu beobachten, das, während es die Einen lächerlich darstellt, bessere Herzen tief verletzt. So fiel vorgestern eine Scene im Park vor, die mich ziemlich tiefe Blicke in manche Seele thun ließ.

Die Bekannten hatten sich, wie gewöhnlich, um die alte Gräfinn Wingheim und ihre Nichte versammelt. Frau von Fahrnau, die jetzt seltener in unserm Kreise erscheint, war dießmahl gekommen, und brachte mir eine Arbeit ihrer Hand, die sie mir vor acht Tagen versprochen hatte. Der Zufall fügte es, daß außer dem al-

ten Grafen Norbeck, der ein unglücklicher Verehrer dieser trefflichen Frau ist, und Lothar, der unter dem Vorwand der Kunstliebhaberey die Künstlerinn ebenfalls auszeichnet, keine männliche Gesellschaft um uns war. Beyde beschäftigten sich nur mit Eleonoren, und ihre Zeichnung, die sie bescheiden mir heimlich zugesteckt, die aber Fräulein Ida's Vorwitz zu ihrer eigenen Strafe recht zudringlich an's Licht gezogen hatte, wurde der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Das schien dem Fräulein, die gewohnt ist, immer eine Schaar Anbether hinter sich zu haben, lange Weile zu machen. Sie wußte es bald dahin zu bringen, daß sie neben dem alten Norbeck zu sitzen kam, und nun hättest Du die Thorheiten sehen sollen, die sich dieses sonst so stolze Geschöpf erlaubte, um den alten Gecken und den geistreichen Lothar auf sich aufmerksam zu machen. Es gelang ihr vollkommen. Eleonore war bald allein, schien es aber nicht zu fühlen, sondern sprach ganz unbefangen mit mir, während die jüngeren Bekannten, Einer um den Andern, durch das Geräusch, das jene Drey in ihrem Übermuthe machten, herbeygelockt, sich um das Fräulein reihten, und sie nun des Triumphs genoß, ihren Hof um sich versammelt zu sehen,

unter welchem der schon etwas verblühte Fürst Radvinsky die bedeutendste Rolle spielt. So ging es eine Weile fort, bis Frau von Sarewsky ganz allein, langsam, in ihren schönen, hochrothen Shawl drappirt, die Allee heranschwebte. Sie grüßte mit ihrer freundlichen Leutseligkeit, sagte der alten Gräfinn auf ihr Befragen, daß sie sehr leidend sey, und lehnte sich, ohne viel zu sprechen, in ihren Stuhl zurück. Aber jetzt entfiel ihr im tiefen Sinnen der Strauß Feldblumen, den sie im Hergehen gepflückt hatte. Einer der Herren hob ihn auf und reichte ihn ihr; sie klagte über Zerstreuung, Schwäche und Trübsinn. Das Gespräch war angeknüpft. Ein Zweyter gesellte sich dazu, als er das leise Flüstern der schönen, klagenden Stimme hörte. Auf einmahl fühlte Rosalie einen Rosengeruch, der ihr Krämpfe macht, und den eine Dame, die nicht weit von uns sich niedergesetzt hatte, an sich trug. Sie stand auf, um Platz zu wechseln. Sogleich kam Alles in Aufruhr, ihr den Stuhl nachzutragen, den Shawl aufzuheben, der ihr entfallen war und auf der Erde nachschleppte, und endlich vom äußersten Ende des Gartens ein Fläschchen Eau de Cologne zu verschaffen, um daran zu riechen. So ward es bald um die schö-

ne Ida leer, selbst der alte Radvinsky war von dem allgemeinen Zug mitgerissen worden, und sie stand eben im Begriff, mit deutlichen Zeichen des Mißvergnügens sammt ihrer Tante nach Hause zu gehen, als ein unvermutheter Lärmen alle Augen nach der Seite der Straße hinzog. Es war ein Reiter, der seines scheugewordenen Pferdes eben mit Mühe Meister ward. Alles flog hinzu. Leonore erkannte ihren Gemahl, sie erblaßte und zitterte an meinem Arm. Rosalie war langsam nachgekommen, weil sie nicht geschwind gehen kann, oder will. Ein Schrey des Schreckens machte Alles auf sie aufmerksam. Fahrnau hörte den Ton, eine Purpurgluth überzog sein Gesicht, ein Stoß mit dem Sporn und ein gewaltiger Riß mit dem Zügel, zwangen das Pferd unter ihm zu stürzen, er sprang leicht und ohne Schaden herab. Leonore eilte auf ihn zu, und blieb plötzlich stehen, da sie die Richtung seiner Blicke sah. Aber er faßte sich, ergriff ihre Hand, beruhigte sie, dankte ihr für ihre Theilnahme und sie nahm die Wendung mit anständiger Freundlichkeit mit. Hierauf aber zog sie ihn bey der Hand, die noch immer die ihrige hielt, zu Rosalien, die fast ohnmächtig in meinen Armen lag, stand ihr liebreich bey, und ich

sah die Blicke ihres Mannes mit unnennbarem Ausdruck zwischen den beyden Frauen hin und her gleiten. Endlich both er seiner Frau mit vieler Herzlichkeit den Arm, und führte sie nach Hause.

Solche Scenen, liebe Schwester, enthüllen, wie mich dünkt, weit mehr von dem Inneren des Menschen, als überdachte Handlungen, bey denen man sich zusammennimmt, und die auch selten Statt finden. Aber zur Ehre des männlichen Geschlechts scheinen sie mir nicht zu gereichen, und oft, wenn ich die mit allem äußeren Reiz geschmückten und vom Siege gekrönten Schönheiten betrachte, steigt ein Gefühl in mir auf, das etwas von Unlust und Bitterkeit an sich hat. Was ist es denn, das sie in den Augen der Männer so unwiderstehlich macht? Und wenn Gefallen das sicherste und einzige Mittel ist, um jenes Geschlecht an uns zu ziehen, warum hat der Himmel diese Gabe meist den minder schätzbaren unter uns verliehen, oder warum haben Tugend und innerer Werth weniger Macht über die Männerherzen, als ein blendendes Äußeres?

Meine Uhr, liebe Schwester, ist abgelaufen, und obwohl meine Jahre und auch wohl meine Gestalt mich noch nicht von allen Ansprüchen

ausschließen, so weißt Du doch, daß meine Rechnung mit der Welt abgethan ist. Ich habe nur Einmahl geliebt, und es war für ewig. Das Schicksal hat dieses Band zerrissen, aber das Andenken daran herrscht unumschränkt in meiner Brust. An anständigen Versorgungen (mehr könnten sie meinem Herzen nicht seyn) hat es auch nicht gefehlt. Also für mich rede ich nicht, und es ist weder Neid noch Trauer, was mir jene Bemerkung aufdrang; aber ich kann nicht umhin, sie zu machen, und in dem Vergleiche mit der Männerwelt, die mich hier umgibt, ein theures Bild in himmlischer Verklärung vor mir zu sehen. Leb wohl!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad den 28sten August 1810.

Ihr Brief, verehrteste Mutter, hat mich von Neuem überzeugt, wie wahrhaft gütig Sie gegen mich gesinnt sind, und wie viel Dankbarkeit ich Ihnen dafür schuldig bin. Glauben Sie gewiß, daß ich mir Ihre Lehren zu Nutzen machen, und was ich in meiner Lage nur immer befolgen kann, mit Anerkennung Ihrer höheren Einsicht üben werde.

Aber der todte Buchstab ist, wie ich sehe, ein sehr unzulänglicher Behelf seine Gesinnungen auszudrücken, da er nur immer die äußere Form zu bezeichnen und allgemeine Ideen zu geben im Stande ist. C'est le ton, qui fait la musique, sagt der Franzose, der gewiß für practische Lebensansichten und feine Unterscheidungen den meisten Sinn hat. Darum ist es so schwer,

in Briefen sich über Gefühle auszusprechen, und ich möchte daher bey Mißverständnissen immer zu offener, mündlicher Erklärung rathen. Der Andere legt seine vorgefaßte Meinung in die Worte, die wir ihm schreiben, und hört uns mit dem Tone sprechen, auf den er in dem Augenblick des Mißkennens unsre Seele gestimmt glaubt.

Ich bin versichert, liebste Mutter, daß Sie in diesen freymüthigen Äußerungen eines selbstdenkenden Wesens den kindlichen Sinn und die dankbare Liebe ihrer Tochter nicht vermissen werden. Sie selbst haben uns so oft ermahnt, unsere Vernunft zu gebrauchen, zu prüfen, und uns nicht aufs erste Wort fremden Ansichten, wenn sie auch noch so würdig und von dem höchsten Gewicht wären, zu unterordnen, sobald unsre Überzeugung sich dagegen auflehnt. In dieser Zuversicht auf Ihre Güte, die meine Einwürfe nachsichtig anhören, und wenn ich doch irre, mich mit Liebe zurechtweisen wird, wage ich es, Ihnen den wahren Zustand der Dinge vor Augen zu legen, nachdem ich mich, aufgeschreckt durch Ihre mütterliche Warnung, strenge geprüft, und in den innersten Tiefen meines Wesens nachgeforscht habe.

Ich fange bey Ihrer zweyten, ungleich wichtigeren, Rüge an. Sie glauben sich durch meine Äußerungen über Baron Lehmbach berechtigt, mich für ein Bißchen verliebt in ihn zu halten. Als der erste Schrecken vorüber war, den das Zutrauen auf Ihre höhere Einsicht mir einflößte, mußte ich über mich selbst lächeln. Ich und verliebt! Meine theuerste Mutter! Da muß meine Feder, oder meine Einbildungskraft, indem sie mir die Einzelnheiten des angenehm verlebten Tages vorrechnete, mir unbewußt, gewaltige Sprünge gemacht haben. Es ist wahr, Lehmbach ist ein hübscher Mann. Er hat Anstand, Geistesbildung, und daß er mich liebt, ja, daß er leidenschaftlich für mich fühlt, ist wohl kein Zweifel. Ich verkenne aber nicht im mindesten, daß er als Freyer nur im Vergleich mit dem Fürsten in Betracht zu ziehen ist. Sie haben Recht, der Fürst steht durch Geburt und Vermögen weit über Lehmbach; aber, liebste Mutter, können Sie es Ihrer Tochter, deren Geist Sie auf das sorgfältigste gebildet haben, wohl verdenken, wenn sie von dem Mann, der ihrer Wahl vor der Welt durch seine Persönlichkeit Ehre machen soll, Etwas mehr verlangt, als jene Vorzüge, die nur der Zufall gibt?

Radvinsky ist weit über die Jugendjahre, ja selbst über das blühende Mannsalter hinaus. Er mag schön gewesen seyn; jetzt sieht man nur Spuren, die durch Kunst und Sorgfalt im Anzug noch hingehalten werden. Auch darüber, liebe Mutter, würde ich Verstand genug haben, mich hinauszusetzen; aber Radvinsky ist mit seiner Bildung vor dreyßig Jahren stehen geblieben. Die Deutsche Literatur ist ihm ganz fremd, und von der Französischen, der einzigen, die er kennt, weiß er seit den schimmernden Erscheinungen aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten nichts mehr. Er läßt kein Trauerspiel gelten als von Corneille, Racine und Voltaire. Die Marquise de Sevigné ist sein einziges Muster im Briefstyl, und nur aus jenen Memoires, die ein galanter Hof voll Intriguen in Überzahl zur Welt förderte, hohlt er seine Menschenkenntniß und seine Urtheile. Das gibt ihm ein veraltetes, mitunter zuweilen lächerliches Ansehen, und Lehmbach, der mit Geist und Gefühl den Fortschritten seiner Zeit gefolgt ist, steht in dieser Hinsicht zu glänzend neben ihm, als daß es auch ein partheyischer Sinn verkennen könnte. Wenn ich daher ja Einen von Beyden wählen müßte, so würde Lehmbachs vorzügliche Geistesbildung, vereint mit der

schimmernden Laufbahn, die sich seine Talente eröffnet, die Zunge der Wage für ihn neigen. So, liebste Mutter, und bloß so bitte ich Sie meine scheinbare Vorliebe für Lehmbach zu erklären, woran weder mein Auge, noch weniger mein Herz den geringsten Antheil haben.

Ich komme nun zu Ihrem ersten Tadel, und muß bekennen, daß ich mich hier viel schuldiger finde. Dennoch habe ich auch Einiges, was Sie nicht ungegründet finden werden, für mich anzuführen.

Es ist wirklich unerträglich, was die berühmte Frau treibt, wie sie durch alle Künste die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, alle übrigen Frauen ganz auszulöschen und alle Männer in dem Sonnenschimmer ihrer Blicke tanzen zu lassen sucht. Wohlgestalt, auffallende Kleidung, Dichtertalent, affectirte Kränklichkeit und vorgebliches Unglück; Alles muß hier dazu dienen, und außer dem alten, einfältigen Norbeck, der unerhört für die allzubescheidene Fahrnau seufzt, und außer — verzeihen Sie, daß dieser Nahme hier steht, und rechnen Sie mir nicht für Vorurtheil an, was bloß Steuer der Wahrheit ist! — außer Lehmbach sind Alle, alt oder jung, be=

deutend oder unbedeutend, mehr oder minder von ihr behext. Ich kann nicht einmahl den Fürsten ausnehmen; denn auch er macht sich dieser Thorheit, die in seinen Jahren vollends lächerlich ist, schuldig, und es hat der schlauen Syrene mehr als einmahl gelungen, ihn in ihrem Gefolge nach sich zu ziehen. Wie sie das übermüthig macht, wie sie sich für unüberwindlich und unwiderstehlich hält, und unter dem Deckmantel einer gezierten Anspruchlosigkeit die schlaueste Spinnenatur in Ausbreitung ihrer Gewebe beweist, können Sie sich kaum denken. Ich halte es daher für sehr vernünftig, ja für nothwendig, ihr einiges Gegengewicht zu halten, um sie nicht vollends ganz unerträglich werden zu lassen.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich oft belustigt, wenn ich ihr durch meine Erscheinung einen Theil ihrer Sclaven entziehen und ihrer Ziererey und ihrem kläglichen Wesen ruhige Heiterkeit, und manchmahl offenen Muthwillen entgegensetzen kann. Es gelingt mir auch meistens; und wenn die Männer es nicht anders haben wollen, als daß man Komödie spiele, so führe ich doch lieber ein Lustspiel mit ihnen auf. Das bringt denn die Sarewsky oft gewaltig aus ih-

rer künstlichen Fassung, und sie weiß vollends nicht, wie sie sich benehmen soll, wenn irgend ein anderes Frauenzimmer die unerhörte Kühnheit hat, auch durch Talente gelten, und jenen Theil der öffentlichen Bewunderung an sich reißen zu wollen, den sie ganz eigentlich als ihr ausschließendes Eigenthum betrachtet. So fiel neulich bey uns eine wahrhaft komische Scene vor.

Ich weiß nicht, ob Ihnen etwas von der neuen Kunst, vorzügliche Gedichte mit lebhafterem Ausdruck und mannigfaltigem Tonwechsel auswendig vorzutragen, bekannt geworden ist? Das steht so ziemlich zwischen theatralischem Vortrag und dem gewöhnlichen verständigen Lesen mitten inne. Ein solcher reisender Künstler ließ sich vor ein Paar Wochen im hiesigen Theater hören, und declamirte mit schöner Stimme und hinreißendem Ausdruck viele der besten Gedichte Schiller's, Göthe's, Bürger's u. s. w. Alles hörte mit Vergnügen zu, und mir kam zu Hause der Gedanke, ob man denn eben diese Kunst eigentlich zu studieren brauchte, und ob nicht ein hübsches Organ und tieferes Eindringen in den Geist des Gedichts es auch ohne lange Vorbereitung möglich machen könnten, hierin etwas Bedeutendes zu leisten? Ich versuchte. Es

schien zu gelingen. Ich machte die Tante, die so viel Geist als Geschmack besitzt, zur Richterinn, und sie war sehr mit mir zufrieden. Nun bathen wir eines Abends den gewohnten Cirkel zum Thee, und ich recitirte einige Balladen von Schiller, und versuchte es, die Eine davon mit leisen, einzelnen Accorden der Guitarre zu begleiten, wie ich es den reisenden Virtuosen mit dem Piano hatte thun sehen. Das machte unglaublich viele Wirkung, und erhielt allgemeinen Beyfall, den auch Fahrnau mir laut und mit richtigem Sinn für die wahren Schönheiten der Dichtungen zollte.

Auf einmahl wurden der berühmten Frau die Hitze im Zimmer und das Gewühl der Menschen ganz unaushaltbar. Sie bekam Migraine, es entstand ein allgemeines Geräusch. Fahrnau und Mademoiselle Haller führten die halb Ohnmächtige in ein anstossendes Kabinett, die Tante mußte Ehren halber folgen, Riechwasser, Thee, kurz Alles, was man nur bedürfen kann, zu ihrer Erquickung herbeyschaffen, und obwohl sie mit sterbender Stimme alle Bemühung ihrentwegen verbath, forderte doch selbst der Ton dieser Stimme Mitleid und Hülfe auf.

Endlich ward es wieder still. Die kranke

Schöne blieb mit ihrer Gesellschafterinn im Kabinett allein. Im Saale wurde wieder declamirt, gesungen, gespielt, und wäre nicht Fahrnau, der einmahl ging, um nach ihr zu sehen, schnell und mit verdrießlichem Gesichte zurückgekommen, kein Mensch hätte bemerkt, daß sie indeß mit der Haller fortgefahren war.

Aber mit der Migraine, der Ohnmacht, und der Aufmerksamkeit, die dadurch erregt worden, war die berühmte Frau nicht zufrieden. Die gelungene Declamation wurmte, und es wurde ein Stückchen ersonnen, womit sie mich arme Laye vollends zu Boden zu drücken meinte. Man sagte sich einige Tage darauf unter der Hand herum, daß sie ein sehr schönes Gedicht nach einer Volkssage über die Brunnennixe verfertigt habe, so ein Ammenmährchen aus der Ritterzeit, wie sie jetzt Mode werden. Natürlich wurde in sie gedrungen, diese neue Blüthe ihrer Phantasie doch auch der Welt mitzutheilen. Man ließ sich lange, lange bitten, man war jetzt nicht ganz fertig, jetzt nicht aufgelegt, wie das zum Ton gehört, als es plötzlich eines Abends, wie eben recht viel schöne Welt auf dem Spaziergang bey der Einsiedeley versammelt war, hieß, die Sarewsky würde ihr neues Gedicht vorlesen.

Ich hatte schon vorher, als ich sie erblickte, gedacht, sie müßte etwas Besonderes vorhaben, denn sie war gar zu wunderlich gekleidet. Ein schöner, kleiner Shawl, den sie auf orientalische Art um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein phantastisches, mir beynahe lächerliches Ansehen. Alles eilte in den Pavillon. Er war gedrängt voll und eine Hitze zum Ersticken. Rosalie saß nachläßig auf der Ottomane, und Lothar, der seines scharfen Verstandes ungeachtet sinnlichen Eindrücken nicht zu widerstehen vermag, fand sie ganz göttlich, und verglich sie, ich weiß nicht mehr, mit welchem berühmten Gemählde.

Nun fing sie an, ihr Gedicht zu declamiren. Es ist wahr, sie sprach es ganz artig, und auch die Poesie war nicht übel; aber der Lärmen, der entstand, als sie geendet hatte, und der lange zurückgehaltene Beyfall sich endlich Luft machen durfte, war doch wirklich unsinnig. Was bleibt denn diesen Leuten übrig, wenn sie von einem geübten Künstler ein Meisterstück von Göthe oder Schiller hersagen hören?

Und sonderbar! All dieß Getöse, das Drängen so vieler Menschen in dem kleinen Raum hatten nicht den mindesten Einfluß auf ihre Gesundheit. Wahrhaftig, sie versteht ihre Sache

meisterlich, und das Mädchen, welches Lust hätte, sich zur Virtuosinn in der Koketterie zu bilden, könnte mit Nutzen zu ihr in die Schule gehen.

Leonore war an keinem der beyden Abende zugegen gewesen, wie sie denn überhaupt, seit die Sarewsky so sichtbar nach ihrem Manne angelt, und er schwach genug ist, diesen Lockungen nicht zu widerstehen, aus einem begreiflichen Gefühl von Stolz sich wenig mehr in der Welt zeigt. Ich besuchte sie den Tag nach der Declamation im Pavillon, theils aus Achtung und Mitleid für sie, theils, daß ich es nur aufrichtig gestehe, aus Neugierde. Ich wollte doch sehen, wie sich Alles, was geschehen war, in ihrem Geiste abspiegelte. Aber sie war heiter und gelassen, wie immer. Kein Wort des Tadels oder der Bitterkeit entfloh ihrem Munde. Sie hörte meiner Erzählung vom vorigen Abend und von der Declamation freundlich zu, ja sie entschuldigte sogar die Sarewsky, als ich ganz aufrichtig sagte, daß ich sie für eine geschickte Komödiantinn, und ihre Krankheit für nichts weiter als ein künstliches Mittel halte, Aufsehen, Mitleid und tausend Rücksichten zu erregen, und sich zugleich Allem zu entziehen, was ihr unbequem sey. Wie konnte die Fahrnau sie entschuldi-

gen? War das Phlegma, Schwachsinn, oder Verstellung? Mich ärgerte diese gar zu große Milde, und ich kürzte meinen Besuch ab.

Den folgenden Tag war Rosaliens Geburtstag. Alles beeiferte sich, ihr kostbare oder niedliche Geschenke zu bringen, und der verliebte Fahrnau war am frühen Morgen nach einem benachbarten Schloßgarten geritten, um eine Wunderblume, die man Agapanthus nennt, für — ich weiß nicht — wie viel Ducaten zu kaufen, und sie seiner Göttinn beym Erwachen, das immer ein Bißchen spät ist, darbringen zu lassen. Aber ein feindseliger Dämon mußte den Gärtnerjungen verblendet haben, und seinem Gedächtnisse entfiel der fremdklingende Nahme. Da er sich nun nicht zu helfen wußte, trug er die Blume gerade in Fahrnau's Wohnung, wo sie in Abwesenheit des Barons der Frau übergeben wurde.

Die Scene, welche nun gefolgt seyn mag, läßt sich errathen. Leonorens Geduld mußte wohl endlich gerissen seyn, und ihres Mannes offenbares Unrecht ihr die Oberhand gegeben haben. Genug, ihre Abreise, von der wohl schon öfter die Rede gewesen war, ward auf den dritten Tag festgesetzt. Rosalie wurde plötzlich sehr krank, und empfing am Nachmittag ihres Geburtsfestes

Niemanden. Am folgenden Tage fühlte sie sich besser, es kamen Besuche, und Fahrnau's machten miteinander — merken Sie wohl! — miteinander ihre Abschiedsvisite. Aber die Wunderblume hat sie erhalten, der Fürst hat sie auf dem Spiegeltische gesehen.

So ist denn nun der empfindsame Roman zu Ende, und die berühmte Frau wird nicht mehr lange hier verweilen, sondern nach Karlsbad gehen, um, so lange es noch Gäste gibt, auch dort eine Rolle zu spielen. Dazu allein ist ja so ein Weib auf der Welt, die nun einmahl allen häuslichen Verhältnissen entsagt hat, und nichts anders, als eine Dichterinn, und eine weibliche Natur ist, wie die moderne Kunstsprache diese Zwitterwesen nennt.

Doch nicht die Fahrnau'schen und die Sarewsky allein verlassen **bad. Es fangen sich die Gäste überhaupt an zu verlieren, die Badecur der Tante ist ebenfalls bald zu Ende, und wir werden jetzt nach der Residenz gehen, wo sie noch einige Zeit ihrer Geschäfte halber bleiben muß, und wohin Sie mir gütigst erlaubt haben, sie zu begleiten.

Fünfzehnter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

** gau den 10ten August 1810.

Was thust Du, liebe Freundinn? Auf welchem Pfade sehe ich Dich wandeln? Und wohin soll das am Ende führen? Eine seltsame Schwärmerey hält Dich befangen, und in dem Zauberduft, der Dich umgibt, vermagst Du nicht einen einzigen Gegenstand außer Dir in seinem wahren Lichte zu sehen. Was sind das für widernatürliche und mehr als phantastische Ideen von den platonischen Hälften, von Deiner Achtung für Leonorens Rechte, und daß Du ihr ihren Gatten lassen, und ihn doch für Dich besitzen willst? Ist das möglich? Ist es nur denkbar?

Du weißt kaum, ob Fahrnau Dich liebt. Keiner Deiner Briefe enthält auch nur von ferne

eine Gewißheit hierüber, und Du redest von Planen, die Du mit ihm hast, und in welche er doch nothwendiger Weise einstimmen muß, mit unerschütterlicher Zuversicht. Und nun vollends seine Frau! — Sally! Sally! Wo waren Deine Augen und Deine Beurtheilungskraft, als Du über sie absprachst, und sie in die Classe der gewöhnlichen Hausfrauen warfest? Deiner Beschreibung nach sah ich ein ziemlich hübsches, blasses, blondes Weib vor mir, eine von den Figuren, die ewig in guter Hoffnung sind, und ihr Leben mit Kinder-Tragen, Gebären und Auffüttern zubringen, etwas schlumpicht im Anzug, etwas unordentlich im Hauswesen, übrigens gutmüthig, geduldig, gemein.

Schon vor längerer Zeit schrieb Lothar an seinen Freund über diese Fahrnau. Ich erinnere mich der Stelle noch ziemlich: „Unter den bedeu„tenderen Erscheinungen ist eine Frau von Fahr„nau, die Gemahlinn eines jungen Güterbesitzers. „Sie ist nicht schön, aber sie wird bald bemerkt; „sie reizt nicht, aber sie zieht leise und fest an „sich. Ich habe wenig Weiber gefunden, die ir„gend ein Talent, wie sie die Mahlerey, auf so „hohe Stufe gebracht hätten, und dabey so beschei„den wären.“

In einem späteren Briefe, weil ihn der Freund mit seiner Vorliebe für die Mahlerinn geneckt hatte, wollte er zwar von keiner wärmeren Empfindung für sie wissen; aber er erhob ihren Character mit sehr starken Ausdrücken, und in Rücksicht ihrer Gestalt bediente er sich eines Vergleiches, der mir auch jene Vorstellung, die ich mir nach Deinen späteren Briefen von ihr gemacht, ganz zerstörte. Sie muß nicht allein hübsch, sie muß bedeutend wohlgebildet seyn. Es scheint trotz Allem, was Lothar schreibt, um den Verdacht eines lebhafteren Gefühls von sich abzuwälzen, daß sie ihm doch nicht ganz gleichgültig ist und hierauf allein läßt sich für Dich einige Hoffnung bauen. Er ist ein gefährlicher Mensch in jeder Hinsicht, und wehe dem Weib, dem er sich mit Planen nähert! Sie wird ihm schwerlich entrinnen, und so könnten vielleicht seine Absichten den Deinigen entgegenkommen. Vielleicht! sage ich. Aber Vorsicht, liebe Sally, Vorsicht muß man Euch Beyden empfehlen. Ein einziger zu früh gewagter Schritt, ein zu leidenschaftliches Betragen kann Alles verderben. Die sogenannten streng tugendhaften Menschen, zu denen, wie mich dünkt, Fahrnau und seine Frau gehören, hängen erstaunlich an Formen und

Wörtern. So lange diese nicht ausgesprochen und jene nicht verletzt sind, läßt sich viel machen, und sie sind längst mit den Begriffen und Wünschen vertraut, die wir in ihnen erregen wollen, ehe sie es wagen, es sich selbst zu gestehen. Das sind so ungefähr einige Grundlinien für Dein Verhalten gegen Fahrnau, und auch Lothar'n möchte ich bitten, sie zu beherzigen. Er kennt wohl die Weiber aus der großen Welt; aber auf diese Hirtinn aus dem Gebirge, die alle Kraft des Gemüths mit aller kindischen Angst vor dem, was sie Unrecht nennt, mit sich gebracht zu haben scheint, möchten seine Calculationen nicht ganz anwendbar seyn.

Du wirst mich wieder über diese freymüthigen Bekenntnisse verlästern; denn noch hast Du nicht einsehen wollen, daß man auf der Welt alles eher seyn darf, als ein halbes Wesen, und daß nichts sich mehr bestraft, als wenn man mit sich selbst nicht im Reinen ist. Du liebst Fahrnau, Du möchtest ihn besitzen, und wagst es nicht, ihn seiner Frau zu rauben, ja, Du wähnst sogar, Eure beyderseitigen Ansprüche ließen sich vereinigen. Das ist Deine Verblendung, Deine Halbheit. Entweder entsage ihm ganz, oder habe den Muth, was Du ansprichst, und für Dich ge-

macht glaubst, auch offen zu erstreben und zu behaupten!

Schilt mich keine Bürgerinn der Hölle, weil ich offen und redlich genug bin, zu sagen, was Tausende denken, und Du selbst heftig wünschest! Ich bin vielleicht redlicher, als Du. Ich würde an Deiner Stelle den Mann, der mit seiner Frau glücklich zu seyn scheint, vielleicht als ein unverletzbares fremdes Eigenthum an seinen Platz gestellt seyn lassen, und mir jeden Gedanken an ihn ausschlagen; könnte oder wollte ich aber meine Leidenschaft nicht überwinden, je nun! dann würde ich auch offen zu Werke gehen, und ein Herz, dessen Besitz nun einmahl zu den Bedingungen meines Erdenglücks gehört, auch ganz mit allen seinen Neigungen, Kräften und Wünschen an mich reißen.

Das überlege, liebe Sally, und suche Lothar zu erforschen, ob er in der von mir angedeuteten Rücksicht zu Deinen Absichten zu brauchen wäre! Laß ihn aber hiervon durchaus nichts merken! Solche Herren wollen nicht errathen seyn, und ein Spiel kann ihnen bloß darum widrig werden, weil sie merken, daß man ihnen in die Karten schaut.

Möchtest Du, liebe Freundinn, meine

wahrhaft treue Gesinnung nicht verkennen! Möchtest Du Dich überzeugen, daß ich es nicht bloß wohl mit Dir meine, sondern daß mein Rath auch gewiß heilsam und der Einzige ist, den Du befolgen mußt, wenn Du Dich nicht in endlose Verwirrungen verflechten willst! Ich wünsche Dein Glück, es liegt mir am Herzen. Das glaube fest!

Mir geht es übrigens leidlich. Mitten unter dem Jammer und dem Wehklagen meiner Landsleute habe ich das Mittel gefunden, mir eine angenehme Existenz zu verschaffen und die Heiterkeit meines Geistes zu behaupten. Fierolles seufzt noch immer, wenn man überhaupt sagen darf, daß ein Franzose seufze, und ich habe nicht so bald Lust, diese Seufzer zu verstehen. Nur der unbefriedigte Wunsch kann die Männer festhalten. Wer weiß, was geschähe, wenn er sich erst am Ziele sähe? Und dienen muß er mir. Es ist wahrhaftig die einzige Möglichkeit, sich in den gegenwärtigen Verhältnissen mit einiger Annehmlichkeit zu bewegen, wenn der Commandant der feindlichen Truppen, die drückend auf den Nacken der Einwohner liegen, mit uns allein in gutem, ja in untergeordnetem Vernehmen steht. Du erräthst wohl, daß ich die Mit-

theilungen über Lothar von ihm habe. Die Verbindung, welche sich vor zwey Jahren zwischen ihnen in Italien anknüpfte, dauert ununterbrochen fort, und ich müßte mich sehr irren, wenn Lothar nicht in Geheim eine wichtigere Rolle spielte, als seine herrenlose Existenz und seine scheinbare Verachtung aller bürgerlichen Verhältnisse vermuthen lassen. Ich w e i ß nichts; aber ich habe hier und dort Spuren, und endlich hat mein Tact in solchen Dingen mich selten getäuscht. Doch das, liebe Sally, behalte bey Dir! In dem Lande, in dem Du Dich jetzt aufhältst, wäre es nicht rathsam, wissen zu lassen, daß man etwas von g e h e i m e n Verbindungen mit der großen, gefürchteten und gehaßten Nation ahne, und ich will Niemand in Verlegenheit bringen. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 30sten August 1810.

Du siehst, ich bin in der Heimath. Es ist nicht ohne einigen Kampf und ohne sehr trübe Stunden abgegangen, aber es ist geschehen. Ich fühle mich ruhig, ja zufrieden, und ich hoffe, es soll hier bald Alles wieder in sein altes Geleise kommen.

Es hatte mich viele Überwindung gekostet, Rosalien den Entschluß, nach Hause zu kehren, den ich nun einmahl für gut und nothwendig erkannte, anzukündigen. Ich konnte voraussehen, daß es sie tief kränken würde; darum wollte ich es auf die schonendste Art thun, und den besten Moment ergreifen. Aber es war, als legten mir unsichtbare Mächte ein Hinderniß nach dem andern in den Weg. Einen Tag war sie nicht wohl,

den andern hatten unangenehme Nachrichten von einer Freundinn, an deren Schicksal sie Antheil nahm, sie verstimmt. Ich konnte unmöglich so unzart seyn, und ihr in solchen Stunden etwas verkündigen, was das leicht verletzte Herz noch mehr verwunden mußte. So verging ein Tag nach dem andern. Endlich war ich entschlossen, da Leonorens Wunsch, nach Hause zu kommen mir so gerecht schien, auf jeden Fall mit Rosalien zu reden, als — ich weiß nicht mehr, wer — über der Tafel erzählte, daß in ein Paar Tagen ihr Geburtstag gefeyert werden würde. Diese Neuigkeit traf mich sehr unerwartet und sehr unangenehm; denn sie zwang mich, entweder Rosalien, die mir schon öfter davon gesprochen hatte, wie sehr sie sich mit kindlichem Sinn auf ihren Geburtstag oder andere Festtage freue, und wie viel Werth es für sie habe, solche Tage mit denen zuzubringen, die ihr am liebsten sind, aufs Bitterste zu verletzen, oder mit Leonoren nochmahl von einem Aufschub zu sprechen. Beydes war mir gleich schwer; doch, Rosalie war kränklich, und Leonore, das glaubte ich mir in ihre stillgefaßte Seele versprechen zu können, hatte mehr Kraft, eine Verneinung zu tragen.

Dießmahl hatte ich mich verrechnet. Ich sagte

es ihr, so freundlich und schonend als möglich, und ich verschwieg ihr auch den wahren Beweggrund nicht; denn ich wollte sie nicht täuschen, da sie ihn doch späterhin würde haben errathen können. Sie hörte mich schweigend an, ein jähes Zucken um die Lippen zeugte von dem Schmerz nochmahl getäuschter Hoffnung; auch glaubte ich sie erbleichen zu sehen. Doch sie schwieg, und sagte erst nach einer Weile mit Fassung, aber mit einer Stimme, deren Zittern ich, trotz ihrer Anstrengung, sich zu beherrschen, bemerken konnte: Wie du willst, mein Kind! Du mußt am besten wissen, ob deine Gegenwart noch so lange auf Rosenstein entbehrt werden kann. Hiermit wendete sie sich ab, kramte in ihren Arbeiten und ging bald darauf aus dem Zimmer.

Ich fühlte, was ich gethan hatte, obwohl ich noch nicht bestimmt unterscheiden konnte, ob bloß der vereitelte Wunsch der Rückkehr, oder etwas Anderes sie tiefer schmerzte. Meine Gedanken verwirrten sich, mein Gefühl war aufgeregt, je unbestimmter, desto schmerzlicher. Ich hatte mein gutes Weib gekränkt, und vielleicht den Keim eines unglücklichen Verdachts in diese reine, mir so ganz offene Brust geworfen.

Mißmuthig rief ich nach den Pferden. Ich

mußte hinaus ins Freye, in den Wald, in den Frieden der Natur, der allein mir den des Gemüths wiederschaffen konnte. Ich ließ das Pferd laufen, wohin es wollte, es hätte mich an einen Abgrund, in ein Wasser tragen können. Mein Georg rief mich zur Besinnung zurück. Ich sah mich tief im Dickicht, nicht weit von mir einen Absturz, unter welchem ein Gießbach tobte. Ich warf mein Pferd herum, den Rückweg zu suchen; aber es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Gegend erkannte und die Straße fand, die durchs Waldthal nach * * bad zurückführte.

Die schöne Welt war bereits auf ihrem Sammelplatze. Ich wollte ausbeugen und vorüberreiten; aber Norbeck hatte mich von fern erkannt, und mir laut, daß Jedermann es hören konnte, über den Bach hinüber zugerufen, daß Alles in das Gartenhaus ginge, wo Rosalie ihnen etwas Neues von ihrer Arbeit vorzulesen versprochen habe.

Wir traten in den Saal. Rosalie in einem unendlich reizenden, mahlerischen Anzug saß auf dem Sopha, den Arm auf die Kissen gestützt. Die Sybille von Guercino! rief Lothar enthusiastisch, indem er hinter mir eintrat. Als es stille geworden war, las sie uns mit ihrer lieb-

lichen Stimme ein wunderschönes Gedicht von der Nymphe des Brunnens, das sie nach der hier bekannten Volkssage mit unendlich viel Phantasie bearbeitet hatte. Man mußte es aber von ihr selbst, mit dem Zauber ihrer Stimme und mit der zarten Verschämtheit vortragen hören, die dem etwas gewagten Unternehmen einen holden Schleyer überwarf, um die ganze Kraft der Dichtung zu fühlen. Ein allgemeiner, ungestümer Beyfall ward ihr zu Theil; sie aber wußte bescheiden und lieblich das Gespräch bald auf ganz gleichgültige Gegenstände zu lenken. So kam es, weiß Gott wie? auf die Blumen, und sie erzählte, daß sie vorgestern in dem benachbarten Schlosse gewesen, und eine Blumenerscheinung gehabt habe, die sie sich noch nicht zu erklären wisse.

Sie beschrieb eine Pflanze mit langen, schmalen, grünen Blättern, aus deren Mitte ein schlanker Schaft emporsteigt, der auf vielen schöngebogenen, zarten Stengeln blaßblaue Blüthen umherträgt. Ich errieth, daß es der Agapanthus war, der jetzt noch selten und nur in wenig Gärten zu finden ist. Aber sie sprach so schön! Die Blume schien ihr so viel Freude gemacht zu haben! Und morgen war ihr Geburtstag! Mein Vorsatz war gefaßt.

Am andern Morgen ritt ich mit dem Frühe-sten nach dem bewußten Schlosse. Eine unselige Verkettung von Umständen mußte es fügen, daß der Obergärtner nicht zu Hause war, und die Gesellen nicht wagten, das schönste Exemplar, das ich erhandelt hatte, ohne sein Vorwissen wegzugeben. Ich bezahlte also den Preis, bezeichnete ihnen Rosaliens Wohnung, und befahl, die Blume, sobald der Meister eingewilligt haben werde, zu ihr zu tragen. Dann besorgte ich noch einige Geschäfte, und kam um eilf Uhr nach Hause. Stelle Dir die Überraschung vor! Die Blume steht in meinem Besuchzimmer. Leonore tritt mir todtbleich, aber mit heiterer Freundlichkeit, entgegen und sagt mir, man habe die Blume hierhergebracht, weil der Gärtnerjunge mich wohl gekannt, aber den Nahmen der Dame vergessen habe, zu der er sie hätte tragen sollen.

Es wird für die Sarewsky seyn, vermuthe ich, setzte sie hinzu, als ich noch verwirrt und stumm dastand: Ganz **bad weiß, daß heute ihr Geburtstag ist. Aber es ist eilf Uhr. Wir müssen eilen, sie hinzusenden, und ich glaube, es wäre doch hübscher, du thätest sie in diesen Topf. Es sieht schicklicher aus. Sie wies mir einen schönen Blumentopf von Porzellan, den ich ihr

jüngst mir Blumen gegeben, und der nebst ihrer kleinen Gärtnergeräthschaft schon auf dem Tische bey dem Agapanthus stand.

Mit diesen Worten ging sie von mir, der nichts zu erwiedern vermochte, an den Tisch, und fing an, sehr geschickt die unglückselige Blume von einem Topf in den andern zu setzen. Ihre Hände zitterten, und um ihre Lippen zuckte eine schmerzliche Bewegung, die ein Lächeln seyn sollte, und wie ein Weinen aussah. Nun konnte ich es nicht länger aushalten. Ich eilte auf sie zu, schloß sie heftig in die Arme und rief: Leonore! Kannst du mir verzeihen? Sie wendete sich um. O Gott! O Gott! rief sie. Ihre Thränen brachen hervor, sie umschlang mich fest und ließ nun dem lange verhaltenen Schmerz freyen Lauf. Aber kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über ihre Lippen, nur ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Diese allein, und ihr Zittern zeigten von dem Zustande ihres Herzens, den ihr Benehmen mir hatte verbergen sollen.

Als sie sich erhohlt hatte — ach es bedurfte einer Weile dazu, während der sie beynahe ohnmächtig an meiner Brust lag — sah ich die Anstrengung, mit der sie sich zu fassen strebte. Liebes Kind! hub ich an: Wenn es dir recht ist, so

gehen wir Morgen nach Rosenstein zurück. Nun war ihr Gesicht plötzlich verwandelt. Ein Strahl der höchsten Freude brach aus den schönen dunkeln Augen. Sie ergriff meine Hand, und drückte sie mit schwärmerischer Begeisterung an ihre Lippen. O wie schön war sie in diesem Augenblicke!

Was thust du? rief ich: Du mir danken? „Ja, lieber Ludwig, und zwar von ganzem Herzen, und recht innig; denn ich fühle den ganzen Umfang des Geschenks, das du mir hiermit machst.“ Hierauf schlang sie noch einmahl mit heiterem Lächeln ihren Arm um meine Schulter, küßte mich auf die Lippen und sagte: Aber nun laß uns auch nicht versäumen, was wir der Artigkeit gegen unsere Freunde schuldig sind! Sie schellte, befahl dem Bedienten die Blume in meinem und ihrem Nahmen zu Frau von Sarewsky zu tragen, und fügte Visitkarten und unsere Glückwünsche zum Geburtstag hinzu.

Gleich darauf trat Norbeck ein. Wir machten ihn mit unserem Entschluß bekannt. Er stutzte, er wollte abrathen, zureden. Ich blieb unerschütterlich, und er ging endlich, die Neuigkeit, wie ich vermuthen konnte, im Park und in allen Häusern der Bekannten zu verbreiten. Im Grunde konnte sie Niemanden befremden; denn daß

wir nächstens abreisen wollten, war längst bekannt, und nur der Tag nicht bestimmt. Doch wußte ich Ein Herz, welches diese Nachricht schwer verletzen würde, und dessen Zufriedenheit ich doch nicht um Leonorens Ruhe erkaufen durfte. Ich wünschte sie ihr selbst zu hinterbringen. Leonorens zartes Gefühl verstand mich ohne Worte. Sie trat auf mich zu und sagte: Du wirst wohl noch einige nothwendige Gänge vor unserer Abreise haben; ich will mich indeß auch umsehen und zum Einpacken anschicken. Ich sah sie an. Mein Blick mochte ihr mehr gesagt haben, als Worte zu thun vermögen. Als ich sprechen wollte, legte sie mir mit anmuthigem Lächeln die Hand auf den Mund: Stille! Stille! sagte sie: Jetzt kein Wort mehr vom Vergangenen! Wir gehen nach Rosenstein.

Ich ging auf mein Zimmer, und überlegte, was, und wie ich es Rosalien sagen sollte. Ein Geschäftsmensch trat ein, und hielt mich mit einem unausweichlichen Gespräch ziemlich lange auf. Als ich ihn endlich losgeworden, war es Ein Uhr, und ich flog zu Rosalien. Sie war plötzlich krank geworden, sie nahm keinen Besuch an. War das Zufall? Hatte Norbeck schon geplaudert? Ich habe es nicht erfahren.

Leonore schien nicht mißvergnügt, als sie mich so schnell wiederkommen sah; doch als sie erfuhr, daß Rosalie krank sey, sah ich eine sichtliche Beklommenheit sich ihrer bemächtigen. Ihr Gemüth war durch den Gedanken an sie beunruhigt, sie begegnete mir mit verdoppelter aber schüchterner Liebe, und über Tisch, als die Kinder aufgestanden waren, reichte sie mir die Hand, und sagte: Glaubst du wohl, daß wir heute mit dem Einpacken fertig werden? Und wäre es nicht besser, die Wägen auf übermorgen zu bestellen?

Ich fühlte den ganzen Edelmuth ihres Benehmens, aber ich erkannte auch, was ich thun sollte. Ich bestand auf der Abreise. Wir endigten die Mahlzeit bald. Ich half Leonoren beym Einpacken, und ich habe sie lange nicht so liebenswürdig in ihrer anmuthigen Geschäftigkeit gefunden. Gegen Abend machten wir unsere Abschiedsbesuche. Wir fuhren auch bey Rosalien vor, und sie nahm uns an. Blaß und erschöpft lag sie auf dem Sopha, es waren mehrere Personen zugegen, der unglückliche Agapanthus stand auf dem Spiegeltische. Sie empfing uns mit ungemeiner Freundlichkeit, dankte uns Beyden in den liebreichsten Ausdrücken für das Geschenk,

und erhob die Schönheit der Blume, und ihre Freude daran mit kindlich warmem Gefühle; aber der Ton ihrer Stimme, die sterbenden Blicke des schönen Auges, die zuweilen mit klagendem Ausdruck auf mich fielen, zeigten deutlich, wie schmerzlich ihr Herz berührt war. Leonore kürzte den Besuch ab, und trachtete unter dem Vorwand vieler Geschäfte nach Hause; mir aber ließ sie völlige Freyheit, zu thun, was ich wollte. Ich fühlte ihre Absicht, aber mein Entschluß war fest. Ich ging, und schrieb an Rosalien, so ruhig und doch so herzlich, als ich es vermochte. Ich setzte ihr die Unumgänglichkeit meiner plötzlichen Abreise aus häuslichen Rücksichten und mit einem glaublichen Vorwande auseinander, Leonorens gedachte ich mit keiner Sylbe.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Rosalien habe ich nicht wieder gesehen.

Hier hat mich gleich eine Menge durch lange Abwesenheit gehäufter Geschäfte empfangen. Ich habe sehr viel zu thun, und bin dessen froh. Im raschen Wirken und Schaffen fühlt sich die echte Kraft, und vergißt sich mancher thörichte Gedanke. Auch ist es ein belohnendes Gefühl, am Schlusse jedes Tags, jeder Woche

auf das Geschehene zurückzublicken, und sich sagen zu können: Das hast du geleistet! So, denke ich, wird bald Alles wieder in sein altes, gutes Geleise kommen, und ich im thätigen Streben für das Wohl meines Hauses und meiner Unterthanen den besten Wirkungskreis für meine Kraft, in ihrer Anhänglichkeit und meiner Familie Liebe den schönsten Lohn meiner Mühe finden. Leb wohl!

Siebenzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

**bad den 2ten September 1810.

Es ist lange, liebe Schwester, daß Du auf eine Antwort von mir warten mußtest. Meine Zeit war in den vorigen Wochen sehr besetzt, und Alles um mich her zu unruhig, als daß ich die stille Muße zum Briefschreiben hätte finden können. Frau von Sarewsky war sehr krank, ja noch mehr als krank, sie war unglücklich; und ich durfte sie wenig verlassen. So verschieden unsere Weise zu denken ist, so sehe ich doch, daß meine Gegenwart nicht bloß durch freundliche Hülfsleistungen, sondern auch durch Gespräch und Theilnahme beruhigend auf sie wirkt. Diese Bemerkung, die keine Eitelkeit, sondern lange Überzeugung mir aufgedrungen hat, wird mir nun zur Verbindlichkeit, diesem unruhigen, mit sich selbst in Zwiespalt lebenden Wesen so

viel zu seyn, als ich kann; denn Vermögen ist Pflicht, habe ich einst in einem berühmten Buche gelesen.

Die Ursache ihrer Krankheit und Verstimmung ist nun freylich von der Art, daß ich sie nicht billigen, und kaum entschuldigen kann; aber sie ist nun einmahl, wie sie ist, und kein Zureden würde sie umstimmen. Darum mache ich auch keinen Versuch mehr hierzu, und sehe sie beständig als ein Wesen an, das, durch sein Übel von dem richtigen Gesichtspuncte weggeschoben, die Dinge um sich her und seine Beziehung zu ihnen nie im wahren Lichte sehen kann. Solche Epochen aber, wo, wie jetzt, ein äußerer Sturm das ohnehin leicht bewegte Gemüth verheerend aufregt, erscheinen mir als Verschlimmerungen des gewöhnlichen Zustandes, und fordern mein Mitleid doppelt auf.

Ich muß auf eine kurze Zeit zurückgehen, um Dir von den mancherley kleineren und größeren Quellen ihrer jetzigen Leiden einen richtigen Begriff zu geben. Vor einigen Wochen kam ein Fremder hierher, der sich als Declamator ankündigte, und diese Kunst, die ich für etwas sehr Untergeordnetes und höchstens für ein gesellschaftliches Talent halte, zu seinem Beruf ge-

macht hatte. Sein Beyspiel zündete wie ein electrischer Funke. Alles fing an zu declamiren, und Fräulein Ida gab uns bald eine Probe ihres Talents. Sie lud eine zahlreiche Gesellschaft, um sie zu bewundern, und Rosalie, obwohl sie nicht ganz wohl war, ging doch hin, um die Gräfinn nicht glauben zu machen, als wolle sie ihr nicht gern auch ihren Theil des Lobes zollen. Das Fräulein declamirte mit Pomp und Anstalten. Eine klingende Stimme und ein verständiger Vortrag erwarben ihr allgemeinen Beyfall. Man sah ihr ihren Triumph an, der noch dadurch vergrößert wurde, als meine arme Dame, die wirklich das Geräusch und die Menge der Menschen sehr angegriffen hatten, den Sallon verlassen, und in einem entfernten Kabinett Dunkelheit und Stille suchen mußte. Fahrnau war sehr um sie besorgt, und ich sah, wie seine Ängstlichkeit ihr wohl that; ich wußte aber auch, daß Ida nun nichts anders glauben würde, als daß Neid und Kränkung über ihren Triumph die arme Sarewsky krank gemacht haben.

Wirklich versäumte sie nicht, diese Ansicht in verdeckten Redensarten hier und da durchschimmern zu lassen. Hatte Rosalie dieß erfahren? Hatte sie sich vorgesetzt, die Stolze zu

demüthigen? Oder war wirklich die Lust, sich ebenfalls zu versuchen, in ihr geweckt worden? Genug, sie fing an, sich hierin im Stillen zu üben. Sie hatte ein sehr schönes Gedicht unter der Feder, das sie vollendete, und es oft in einsamen Stunden sich selbst oder mir vortrug. Ihr feines Gefühl ließ sie den wahren Weg zum Herzen finden, ihr gebildeter Verstand lehrte sie den gehörigen Wechsel der Töne anbringen, ihre rührende Stimme regte die tiefste Empfindung auf, und ihre schöne Gestalt vollendete den Zauber. Eines Abends, als sich die schöne Welt in dem Waldthale versammelt hatte, wußte sie es, wie zufällig, bekannt zu machen, daß ihr Gedicht, von dem man wußte, daß es in der Arbeit sey, nun vollendet wäre. Man drang natürlich in sie, es vorzulesen. Sie hatte es nicht bey sich, ich mußte zurückfahren, um es aus ihrem Schreibtische zu hohlen, und nun trug sie es vor. Es war allerdings etwas ganz Anderes, als jene kaltverständige Predigt der O'born, und verhielt sich ungefähr so dazu, wie die Statue des Pygmalion vor und nach der Belebung. Ein unbändiger Beyfall, tief aus dem Herzen, ungeheuchelt und ungezwungen, strömte ihr von allen Seiten als Dichterinn und Declamatrice zu. Das

Fräulein war rein vergessen, und ich sah auch Wolken über ihr Gesicht fliegen und Blitze aus ihren Augen flammen, die mich an einem so jungen Mädchen erschreckten.

Fahrnau war im eigentlichen Sinne bezaubert. Ich konnte es ihm dießmahl weniger verdenken; denn vorausgesetzt, daß sich ein Mann über die Öffentlichkeit und Productionslust seiner Geliebten hinwegsetze, war sie wirklich in diesen Momenten unwiderstehlich.

Indessen kam der Tag der Abreise Fahrnau's, der schon öfters hinausgeschoben worden war, immer näher. Rosalie zitterte davor, denn sie liebt ihn wirklich mit glühender Leidenschaft. Sie sah den Augenblick der Trennung herannahen, ohne ihrer Sache in seinem Herzen sicher zu seyn, und sie hoffte noch immer auf einen glücklichen Moment, der ihm ein Geständniß entreißen, oder auf irgend eine Art ihr Gewißheit geben sollte.

Vielleicht hatte sie diese Wirkung von der Rührung und Feyer ihres Geburtstags erwartet, der vor sechs Tagen fiel. Ich fand sie seit dem Morgen in einiger Spannung. Es kamen viele Besuche, Alles beeiferte sich, den schönen Tag mit Wünschen und Gaben zu feyern. Fahrnau erschien nicht, und stelle Dir die Bestür-

zung der Armen vor, als gegen zwölf Uhr sein Bedienter ein prächtiges Exemplar eines Agapanthus, und von Baron und Baroninn Fahrnau Karten und Glückwünsche brachte. Ihr böses Schicksal schien sie mit kaltem Finger zu berühren. Sie erstarrte, sie wurde bleich. Ich sah, was in ihr vorging, und, so wenig ich billigen konnte, was sie zittern machte, fühlte ich doch tiefes Mitleid mit ihr.

Was ist das? sagte sie endlich mit bleichen, zuckenden Lippen: Was soll mir das, Mathilde?

Vielleicht eine Ungeschicklichkeit des Bedienten, oder auch — Leonore war immer artig gegen Sie —

O nein! nein! rief sie schmerzlich: Das ist nicht, wie es seyn sollte!

Ich war noch beschäftigt, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, als Graf Norbeck eintrat, und sehr mißmuthig erzählte, wie er eben von Fahrnau's komme, die ihre Abreise nun fest auf morgen bestimmt hätten. Das ist bloß Leonorens Betrieb! fuhr er brummend fort: Ich kenne das; sie hat sich nur aus Gefälligkeit für ihren Mann entschlossen, die Reise zu machen, und ist nie gern hier gewesen. So fuhr er fort, sich über Leonoren zu beklagen, und ich war froh,

daß er in seinem Eifer die Wirkung nicht sah, welche seine Nachricht auf Rosalien hatte. Sie wurde todtenbleich, ihr erloschenes Auge starrte vor sich hin, und nur durch den Geruch von Cöllnischem Wasser hielt sie ihre Lebensgeister aufrecht. Aber nun kamen immer mehr Besuche und Glückwünschende, und als sie es noch ungefähr eine Stunde mit aller Anstrengung ausgehalten hatte, mußte sie sich zurückziehen und aufs Bett legen. Thränenströme machten dem gepreßten Herzen Luft, und durch Ruhe und einige Arzeneyen erhohlte sie sich so weit, daß sie im Stande war zu sprechen, und etwas zu sich zu nehmen. Man brachte ihr die Karten derjenigen, die in diesen Paar Stunden da gewesen waren, und Fahrnau's Karte war dabey.

Jetzt überflog eine Purpurgluth ihr Gesicht, und ein heftiges Zittern folgte darauf. War das ein Abschiedsbesuch? Würde er ihn wiederhohlen? Es war doch zu hoffen, daß er sich nicht von **bad entfernen würde, ohne sie noch einmahl zu sehen. In dieser Vermuthung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um aufzustehen; aber sie machte keine Anstalten, ihn allein zu sprechen, woraus ich mit Vergnügen abnahm, daß Fahrnau sich noch nicht so weit vergessen und in ein

Verständniß mit ihr eingelassen hatte. Sie mußte, um ihn zu sehen, für Jedermann zu Hause seyn. So kamen denn Nachmittags unter mehreren Andern auch Fahrnau mit Eleonoren.

Die beyden Frauen nahmen sich sehr gut gegeneinander, und auch er konnte wohl Jeden täuschen, der nicht vom Stande der Dinge unterrichtet war. Mir entging seine Spannung nicht. Spät Abends kam ein Brief von ihm, in welchem er mit achtungsvoller Rücksicht die Motive seiner schnellen Abreise aus dringenden Geschäften, die seine Gegenwart zu Hause forderten, entwickelte, und als die Ursachen seines Briefes den Wunsch angab, sich bey Frau von Sarewsky über diesen plötzlichen Entschluß zu entschuldigen, und die Unmöglichkeit, da er sie heute nicht allein zu treffen hoffen durfte, dieß mündlich zu thun.

Rosalie war vernichtet. Der ruhige und doch freundliche Ton des Briefes zeigte ihr, daß kein Mißverständniß, sondern bloß Zufall, oder Liebe zum Rechten diesen Schritt veranlaßt hatte, und sie warf sich mit Thränen an meine Brust. Ach! rief sie aus: Wenn das keine unselige Verkettung von Zufälligkeiten ist, so ist er für mich verloren! Aber er hat nach

seiner Überzeugung gehandelt, und ich liebe ihn heißer als je!

Diese Worte, so schmerzlich sie der Armen abgepreßt waren, gaben mir die angenehme Versicherung, daß in ihrer Brust die Achtung für die Tugend noch stärker war, als ihre Eitelkeit. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hielt treu bey ihr aus, als Fahrnau's Abreise am nächsten Morgen jeden letzten Schein von Hoffnung verlöschte, und ihr gebrochenes Herz in Jammerlauten und Thränen sich zu erleichtern suchte.

Doch hoffte ich, es würde sich Alles nach und nach wieder geben, wenn nur erst die Stärke des ersten Eindrucks nachgelassen hätte, als die Bosheit giftiger Zungen aus den Vorfällen dieser Tage, so stückweise, wie sie ihr erschienen, ein niederträchtiges Gewebe von Lügen schmiedete, in welchem Fahrnau als ein unter dem Pantoffel stehender Ehemann, die würdige Leonore als eine honnette Diablesse, wie sie Moliere nennt, erschienen, und Rosalie eine eben so lächerliche als zweydeutige Rolle spielte. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr meine arme Dame hierunter litt, als dieses Gerede durch eine jener unseligen Klatscherinnen, die von Hause zu Hause Neuigkeiten sammeln, herumtragen, sie verun-

stalten und mit giftigen Zusätzen begleiten, ihr zu Ohren gekommen war. Aber es stand ihr noch Ärgeres bevor; denn es erhoben sich bald, ohne daß es möglich war, die Quellen zu entdecken, noch andere und noch nachtheiligere Gerüchte. Alte, halbvergessene Züge aus ihrem früheren Leben, manche Spuren unverzeihlicher Schwächen, die ich bisher selbst nicht kannte, wurden hervorgezogen, und vor Allem die Geschichte ihrer ersten Ehe, die nun freylich aus dem Gesichtspuncte, wie die Welt sie kennt, ein höchst nachtheiliges Licht auf sie wirft. Gott weiß, woher der Neid und die Verläumdung alle diese Notizen nehmen, und wie viel daran wahr, oder erdichtet seyn mag! Kurz, Rosalie sieht sich überall von diesen giftigen Pfeilen verfolgt, und eine unselige Neugier treibt sie, jedem solchen Geschwätz nachzuspüren. Seitdem ihre Feinde das wissen, ermangeln sie nicht, so viel als möglich ist, uns auf allerley Weise davon in Kenntniß zu setzen. Rosalie leidet unbeschreiblich, sie kämpft zwischen dem Stolz, ihren Gegnern nicht zu weichen und durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit die falschen Gerüchte Lügen zu strafen, und zwischen der Sehnsucht, allen diesen Qualen durch eine schnelle Abreise zu entfliehen.

Bey diesen Umständen weiß ich nicht, wie lange wir noch hier bleiben werden. Ich will sie nicht drängen und sie zu nichts veranlassen; ihr gequältes, gejagtes Herz mag sich selbst den Weg zur Ruhe suchen. Leb recht wohl!

Achtzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 29sten September 1810.

In den stillen Umgebungen meines vorigen glücklichen Daseyns, angenehm beschränkt durch den bestimmten Kreis meines häuslichen Wirkens, fühle ich wieder den stillen Frieden in meinem Innern, der eine Zeitlang von mir gewichen war, und sehe mit Dank gegen Gott, und mit Zuversicht auf seine Vatergüte, die uns weit über Verdienst liebt und segnet, einer ruhigen Zukunft entgegen. Ich bin, meine liebe Schwester, einem großen, einem sehr gefährlichen Sturm entgangen. Gott hat mich gestärkt und gehalten. Jetzt, am sicheren Ufer, blicke ich mit geheimer Freude, doch nicht ohne Schauer auf die empörten Wellen zurück, und ermesse an dem Unglück, dem ich entronnen bin, dankbar

das Glück, das ich genieße. Was das gewesen, kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, denn es ist alles noch zu neu, und der Eindruck in den Gemüthern noch zu frisch. Wenn erst Wochen und Monathe darüber werden hingegangen seyn, werde ich Dir, meiner liebsten, von der Natur gegebenen Freundinn, Alles aufrichtig erzählen. Nur aus bestimmter Entfernung nimmt ein Gemählde sich aus. Da treten die Gegenstände in die richtigen Verhältnisse, und Licht und Schatten vertheilen sich gehörig. Eben so ist es mit der Erzählung vergangener Begebenheiten, bey denen wir selbst ein mitwirkender oder mitleidender Theil waren. Die Zeit muß uns erst auf den rechten Standpunct setzen, die allzufrischen Eindrücke müssen verwischt, die aufgeregten Gefühle zur Ruhe gesprochen und das Andenken vergangener Kämpfe nicht zur Anreizung des Schmerzens, sondern zur stillen Lust werden. Bis dahin, liebe Clara, dringst Du nicht in mich, und kümmerst Dich nicht bey den albernen Gerüchten, die Dir etwa der Ruf zugetragen hat. Glaube mir! Die Menschen, wie sie sich an Badeörtern, und überhaupt in der großen Welt zusammendrängen, sind nicht darnach, um bessere Seelen zu verstehen, Reizbarkeit von Schwä-

che, unbewachte Augenblicke von absichtlichen Vergehen zu unterscheiden, und vor Allem nicht an die Macht des Willens in einem edlen Herzen zu glauben, weil sie selbst in dem Staub, worin sie kriechen, keines hohen Gedankens fähig sind.

Seit vier Wochen sind wir hier. Es ist in unserer Abwesenheit Manches versäumt worden; aber es ist auch erstaunlich, was Ludwig in der kurzen Zeit seines Hierseyns geschafft, und ich möchte sagen, geschaffen hat. Er ist den ganzen Tag in Feld und Wald thätig. Seine Gegenwart belebt Alles, sein Beyspiel, sein liebreich ernstes Betragen hält Jeden in Pflicht und Liebe rührig und fest. Mittags und Abends kehrt er zurück. Ach jedes Wiederkommen ist eine frohe Epoche, der Weib und Kinder mit Verlangen entgegensehen, und die einen hellen Strahl in mein stilles, einförmiges Leben wirft! So wechseln Pflichten und Genüsse, Arbeiten und Freuden ab, und seit ich das verworrene Treiben der Frauen in der großen Welt näher gesehen habe, preise ich das Loos einer ordentlichen Hausfrau doppelt selig. Ja, nicht allein über jenes zwecklose Haschen nach Vergnügen, das mit Selbstpeinigungen der Eitelkeit und unreinen Leiden-

schaften wechselt, möchte ich das Schicksal der Frauen, wenn sie sich in ihrem von Gott angewiesenen Kreise halten, erheben, auch selbst über das Loos der meisten Männer darf ich es, glaube ich, ohne Übertreibung preisen.

Schon von der Natur ist uns, wir mögen, in welchem Stande es immer sey, geboren werden, unser einziger Beruf fest und unwandelbar vorgezeichnet. Die Fürstentochter, wie das Bauernmädchen, die Erbinn von Millionen, wie die arme Magd, sind von Gott in eine Bahn gewiesen, Gattinnen, Hausfrauen, Mütter zu werden. Indeß die unschlüßigen Ältern für den Knaben zwischen mehreren Berufsarten lange wählen, die Anlagen des Sohnes und die äußeren Verhältnisse oft im Widerspruch stehen, und nur gar zu leicht eine unglückliche Wahl getroffen werden kann, hat uns die wohlwollende Natur auf einen sicheren Felsen unwandelbarer Festigkeit gerettet, und Ältern können nicht irren, wenn sie die Töchter aufs Beste zu der einzigen Bestimmung, die ihnen offen steht, bilden, und sie fähig machen, sie genügend auszufüllen.

Und wie schön ist nicht diese Bestimmung! Lasse sich doch keine Frau von dem unruhigen

Streben manches wilderen Geistes unter ihrem Geschlecht und von den Klagen Anderer, die es nicht verstehen, sich in ihre Pflichten zu fügen, hinreißen, das Loos des Weibes als etwas Beschränktes anzusehen, oder wohl gar in die alten, aber darum nicht gegründeteren Ideen mancher Männer einzugehen, als wäre das weibliche Geschlecht an Geistesgaben dem starken weit untergeordnet, und darum zu wünschen, als Mann geboren zu seyn. Ist denn ein unbedeutendes Wirken in unsere Hand gelegt, wenn uns die Vorsicht die erste Pflege, Bildung und Veredlung der werdenden Menschheit anvertraut hat? Ist das Gute, das eine rechtschaffene Mutter wirken kann, nicht unmittelbarer, bleibender und sicherer, als was der Staatsmann und Held zu erringen strebt, und selten oder nie in der reinen Gestalt, worin es ihm vorschwebt, zu erreichen im Stande ist? Die guten Grundsätze, die die tugendhafte Mutter in das Herz ihres Sohnes pflanzt, treiben in folgenden Jahren köstliche Früchte, die ferne Geschlechter pflücken. Die wohlerzogene Tochter wird auch die Enkelinn wohl erziehen, und dem noch nicht gebornen Jüngling ist so eine treffliche Gattinn, seinen Kindern eine liebevolle Mutter bereitet. Das

Alles kann eine gute, verständige Mutter wirken. Und welchen Einfluß hat ihr Betragen auf das Herz des Mannes, auf seine Stimmung? O Schwester! Wie mancher Mann von guten Anlagen wurde durch eine unglückliche Ehe hart und wild? Wie manches Band, das wir gewaltsam zum allgemeinen Ärgerniß zerrissen sehen, hätte bewahrt, und der Gatte im Geleise seiner Pflicht erhalten werden können, wenn die Frau sich klug und würdig zu benehmen gewußt hätte! Ja, ich wage gegen Dich auszusprechen, was, wenn ich es vor Andern meines Geschlechts sagte, heftigen Widerspruch erfahren würde: An dem Unglück der meisten Ehen tragen die Frauen die größte Schuld. Nicht, als ob ich die Männer für den besseren Theil hielte, sondern weil ich innig überzeugt bin, daß eine verständige und liebende Frau unendlich viel vermag, und weil das Ausbeugen und Zuvorkommen von der Natur, den Gesetzen und der Religion uns zugewiesen ist. Ist diese Pflicht, weil sie schwerer ist, darum minder ehrenvoll? Wohl glänzt sie weniger; aber wenn wir darüber ordentlich nachdenken, werden wir selbst in ihrer Schwierigkeit und ihrem Nutzen ihre Würde erkennen und lieben lernen.

Der Herbst ist heuer bereits bey uns eingetreten. Der Himmel hängt voll Nebel und die nächsten Berge sind uns oft kaum sichtbar. Das schließt mich mit den Kindern noch mehr ins Haus ein. Die Herbstarbeiten beginnen, wir müssen Vorräthe einbringen, aufbewahren und uns einwintern. Ich bin dadurch mehr von der äußeren Welt abgezogen, und auf den Umkreis des Schlosses beschränkt; und wenn Ludwig Abends manchmahl durchnäßt nach Hause kommt, empfangen ihn schon freundliche Wärme am Franklinofen und geselliges Kerzenlicht. Wenn ihm die Kinder die Hauskleider bringen, die Pfeife zutragen, die nassen Gewänder fortschaffen, er uns freundlich dankend liebkoset, dann in unserm Kreise sitzt, beym Wohlgeruch des Kaffehs, der vor uns dampft, ein herzliches Gespräch zwischen uns waltet, der Vater sich Rechenschaft von dem Verhalten der Kinder ablegen läßt, und mit einem seelenvollen Blick auf mich sie zufrieden in seine Arme schließt, in mir und außer mir Alles so still, so genügend ist — o Liebe, wer kann dann glücklicher seyn, als Deine Schwester? Ja, ich habe nur Ein Gebeth: um Demuth und um Dauer des Glücks, das ich genieße. Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

**z den 12ten October 1810.

Noch ganz betäubt und müde von endlosem Herumlaufen und Fahren, setze ich mich hin, Dir von einem Ereigniß Nachricht zu geben, das mich und Alle, die uns kennen, in das höchste Erstaunen gesetzt und zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß gegeben hat. Du wirst meinen Brief aus **bad erhalten haben *), worin ich Dir meldete, daß Frau von Sarewsky für gut befunden hat, das Bad zu verlassen und vor der Hand hierher zu ziehen. Einen Beweggrund zu der Wahl unsers jetzigen Aufenthalts konnte ich wohl errathen. Rosenstein liegt näher von hier, als von der Residenz, wo sie den Winter zuzubringen entschlossen war; und es ist erstaunlich, mit wel-

*) Er kommt nicht vor.

chem allmächtigen Zauber dieser Mann ihr ganzes Wesen aufgeregt, und fest an sich gezogen hat. Doch sah ich nicht, daß irgend ein Schritt geschah, sich einander wieder zu nähern, und ich hoffte, die neuen Umgebungen, die wirklich schöne Gegend, Zeit und Entfernung sollten nach und nach das aufgereizte Gemüth wieder zur Ruhe bringen. Meine Hoffnungen waren eitel. Die mannigfachen Erschütterungen und Kränkungen, die sie in **bad hatte erfahren müssen, hatten ihr Innerstes aufgerieben, und selbst die Anstrengung, mit der sie sich dort im Angesichte ihrer Gegner aufrecht hielt, trug zur Verschlimmerung ihres Zustandes bey. Hier, in der völligen Ruhe des neuen Wohnorts, brach nun die langgehaltene Kraft zusammen, und sie wurde ernstlich krank. An eine augenblickliche Gefahr war zwar nicht zu denken; aber es schien ein langsames Hinsiechen zu werden, das mir bange machte. So vergingen einige Wochen, und, was ihre Seele litt, konnte ich wohl errathen, obschon sie nicht davon sprach. Da fiel ihr unglücklicher Weise, als sie sich um der Zerstreuung willen ihre Bücher hatte bringen lassen, und sie zu ordnen beschäftigt war, ein Band von Herders Schriften in die Hand, den sie von Fahr-

nau erhalten, ihm zurückzustellen vergessen hatte, und der nun mit den übrigen Büchern angekommen war. Ich sah sie die Farbe wechseln, als sie das Buch erblickte, sie versank in tiefes Nachsinnen, ließ bald darauf die andern Bücher alle wegtragen, und übergab sich einem träumerischen Gefühl, das die lebhafte Erinnerung an jene Zeit in ihr aufgeregt hatte.

Von dem Augenblicke an fand ich sie verändert. Es war eine Unruhe, eine Hast in sie gekommen, die ich mir nicht zu erklären wußte. In wenigen Tagen darauf, als wir mit einigen Fremden zu Tische saßen, brachte man ihr einen Brief. Ihr Gesicht überzog sich mit dem höchsten Purpur, ihre Hand zitterte, eine heftige Erschütterung faßte ihr ganzes Wesen; doch that sie sich Gewalt an, ruhig zu scheinen, und das ziemlich anziehende Gespräch fortzusetzen. Aber es ging nicht. Wie mit magnetischer Gewalt zog das Papier, das uneröffnet auf ihrem Schooße lag, sie an, ihre Gedanken verwirrten sich, die unruhige Spannung wurde ihr zu mächtig, sie entschuldigte sich, und eilte hinaus, vermuthlich um zu lesen.

Wir erwarteten sie. Sie kam nicht. Ich schickte heimlich einen Bedienten, um nachzusehen. Sie

war in ihrem Kabinett und die Thüre verschlossen. Einige Zeit darauf trat die Kammerjungfer ein, und flüsterte mir ins Ohr, die gnädige Frau sey so unwohl, daß es ihr nicht möglich wäre, am Tische zu erscheinen. Das traf mich wie ein Donner. Was mußte der unselige Brief enthalten haben? Ich machte, so gut es gehen wollte die Gesellschaft mit dem Vorfall bekannt, sah, daß troß meiner Versicherung von öfteren Zufällen dieser Art die Gäste etwas ungläubig blieben, und Alle, wie ich, den Brief als die Grundursache dieser unerwarteten Erscheinung ansahen. Man empfahl sich bald, und ich eilte zu meiner Dame.

Ich fand sie in Thränen ergossen und erschöpft auf ihrem Ruhebette, aber über die Ursache dieses Zustandes und über den Brief äußerte sie sich nicht. Gegen Abend wurde sie übler. Auch ihr Gemüth war auf das lebhafteste ergriffen und in seltsamer Spannung und Unruhe. Sie schien über einem großen Entschluß zu brüten. Am dritten Tage endlich kündigte sie mir an, daß sie nach Italien reisen würde. Ich sollte alle Anstalten treffen, Pässe, Wagen u. s. w. müßten in zehn Tagen in Ordnung seyn. Während dieser Zeit würde sie noch eine kleine Reise

zu einer Freundinn in das Gebirg machen, um ihre Gesundheit zu stärken, dann wiederkommen, und mich abhohlen. Die ganze Sache kam mir seltsam vor. Ich versuchte es, ihr Einwürfe zu machen wegen der kurzen Zeit zu den Vorbereitungen, und ihrer schwachen Gesundheit, und hoffte dadurch die Ursache ihres plötzlichen Entschlusses, und den Nahmen und Wohnort der Freundinn zu erfahren, von deren Daseyn in dieser Gegend ich nie etwas gehört hatte. Sie wußte klug auszuweichen, sie hatte auf Alles Antworten, nur nicht auf das, was ich wissen wollte, und so erfuhr ich nichts. Aber am Abend des folgenden Tages fuhr sie, nur von einem Bedienten und einer Kammerfrau begleitet, im schlechtesten Herbstwetter, bey Nebel und Regen mit Postpferden ab. Ich traf am andern Morgen alle Anstalten, die sie mir aufgetragen. Am zehnten Tage war Alles zu unserer Abreise in Bereitschaft, und ich erwartete stündlich meine Dame. Es vergingen aber der eilfte, der zwölfte Tag, nun endlich sechzehn, und sie kommt nicht, sie schreibt nicht, ich weiß nicht, wo sie ist, ob sie noch ist und was ihr Schicksal seyn mag. Daß mich dieser Zustand unaussprechlich ängstet, kannst Du Dir denken. So lange es meine Unruhe und

der Anstand erlaubten, verbarg ich dieß seltsame Außenbleiben vor der Welt; als dieß aber nicht mehr möglich war, fing ich theils selbst unter der Hand an, Nachsuchungen anzustellen, theils von den Behörden, an die ich mich in Geheim wandte, anstellen zu lassen. Auf der zweyten Post war ihre Spur verloren. Weiter hin im Gebirge, gegen die Gränze zu, hatte eine elegante Reisecalleschę mit ein Paar Männern, deren Wesen etwas fremdartig schien, von einem Bedienten begleitet, einiges Aufsehen erregt.

War das meine Dame gewesen? Hatte sie nebst der Kammerfrau Männerkleider angezogen? Wohin ging ihr Weg? Das sind lauter unerörterte Fragen, die sich mir rastlos aufdrängen, und die kein Mensch zu beantworten vermag. Seit sieben Tagen lebe ich in unruhiger Bewegung, seit drey Tagen laufe ich in Einem fort herum, und suche bey Bekannten und Unbekannten irgend eine Nachricht von ihr, oder doch irgend eine Möglichkeit, das Räthsel zu lösen, und dieß Herumlaufen und Sprechen mit so vielen fremden Menschen ist mir in meiner jetzigen Lage äußerst peinlich. Ich weiß nicht, wie ich mich dabey verhalten, was ich auf tausend neugierige Fragen und sehr natürliche Vermu-

thungen erwiedern soll. Kurz, ich bin in einer sehr unangenehmen Stimmung. Doch habe ich endlich den Entschluß gefaßt, noch ein Paar Tage zu warten, und wenn auch dann noch keine Nachricht kommt, an Rosaliens Bestellten in der Residenz, der ihre Gelder und Geschäfte besorgt, zu schreiben, und mir, da ich nichts eigenmächtig thun will, von ihm Verhaltungsregeln auszubitten. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Carning im Gebirg den 10ten October 1810.

Der Regen strömt, die Nebel hängen tief ins Thal herab, ein kalter Windhauch sauset durch den Wald, der Gießbach stürzt mit wildem Getöse über das Wehr des Eisenhammers, und vor den Fenstern der niederen Hütte erhebt sich schroff der nackte Fels, der herüberdrohend, o wie leicht! den morschen Bau unter seinen Trümmern begraben könnte. Kein Sonnenstrahl erhellt die trübe Kluft, seit drey Tagen nur Nebel, Sturm und Graus, und dennoch, dennoch, Bertha, bin ich selig, seliger, als ich je in Pallästen und großen Städten, oder auf den lachenden Fluren Italiens war! Diese Hütte des Eisenarbeiters ist ein Götteraufenthalt, ein Sonnenstrahl aus himmlischen Räumen hat sie erhel-

let und erfüllt, ringsum lacht Eden, die Gegend ist wunderschön, die Witterung mild, denn ich bin in seiner Nähe, ich habe ihn gesprochen, und ich darf, ich darf hoffen!

Du liesest diese Zeilen und stehst verwundert, ob Deine arme kranke Freundinn nicht auch vielleicht geisteskrank geworden ist? Nein, Bertha! Ich bin ganz bey Sinnen, aber ich bin glücklicher, als ich noch je auf dieser armen Erde war!

Sechs Wochen sind es nun, seit ich mein Leben in dumpfer, düstrer Schwermuth hinschleppte. Wie mir damahls war? O verlange es nicht zu wissen! Du hast aus jener Zeit keinen Brief von mir, denn ich konnte nicht schreiben, und hätte ich gekonnt, ich wollte doch nicht. Zu was das Bezeichnen eines Zustandes, der gestalt- und formlos, wie ein wüster Abgrund, ewig unbildsam und öde, nicht wie das Chaos einer gährenden, sich gestaltenden Welt, nein, wie das Grauen der leeren Unendlichkeit um mich lag?

Soll ich Dir sagen, daß das Leben mich anekelte? Das wäre ein altes, verbrauchtes Wort.

Ich fühlte nicht einmahl den Ekel mehr, ich fühlte nichts, nichts, als die gränzenlose Einöde

des ringsumher Weggebrochenen, Abgefallenen, mich selbst allein, und oft mich selbst nicht mehr!

Meine Gesundheit war ganz zerstört. Nur an Leiden und Schmerzen empfand ich, daß ich noch war.

Kennst Du das Bild von der Seele des gerichteten Toa aus Klopstocks Messiade?

Sie war allein, war
Ganz von allen Wesen verlassen, war nicht in der Schöpfung.
— — — — — Sie dachte wie ehmahls, auch konnte
Sie sich bewegen; doch blieb, auch bewegt, sie stets in der Öde.
Ach, vor ihr war jeder Schauplatz neuer Erkenntniß
Weggesunken, sie hatte nur Voriges, nur sich selber!

Ein gräßliches Bild! — Und es war meines!

Kann wohl die ewige Weisheit einem Geschöpfe zürnen, wenn es in der Todesangst nach dem rettenden Faden greift? Und kann die strengste Tugend ein jammerndes Wesen verdammen, das aus bodenlosem Elend aufstrebt? So floh ich hierher. Ach hier, in diesen Wäldern, in diesen Felsen ward mir wohl, nur weil ich da war! Du glaubst nicht an Sympathie, liebe Bertha! Dir ist jene ewige Wahrheit ein Traum, daß zwey Wesen sich als die getrennten Hälften eines Ganzen fühlen können, und es auch sind.

Wohl! Nenne es einen Traum! Aber nun erkläre mir, warum die Nähe des geliebten Wesens, selbst die unbekannte, ungeahnete, so zauberhaft auf uns wirkt, warum auch körperlich das Blut dort leichter wallt und die Brust sich freyer hebt, wo jenes Wesen athmet, sein Hauch die Lüfte füllt, sein Geist Gedanken ausströmt, die unmittelbar, wenn auch unbewußt, die unsrigen berührend, Gefühle wie Funken herausziehn, daß wir betroffen zusammenfahren vor dem plötzlichen Strahl, bis endlich die matte Wirklichkeit, langsam nachschleichend, uns zeigt, daß Alles, was uns erhob und begeisterte, die Wirkung der unbekannten Nähe des Geliebten, die Ausströmung des Geistes unsers zweyten Ichs war?

So fühlte ich. Und ach, als er vollends erschien!

Die Nachricht, daß eine fremde, unbekannte Dame, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, seit acht Tagen in dieser Gegend lebe, und das Haus des Eisenarbeiters auf der Wegscheide oben im Wald bewohne, machte, so sehr ich mich zu verbergen suchte, Aufsehen in der stillen Berggegend. Du kannst nicht glauben, wie beglückend einsam und ein-

fach das Leben dieser Menschen, und sein schönes Leben ist. Neugier — o nein, laß mich ein heiliges Gefühl nicht lästern! — Ahnung war es, was ihn am zehnten Tage auf einer Jagd in diesen Wald und in die Hütte seines Unterthans führte. Er trat ein. Die hohe Gestalt mußte sich unter der niedrigen Thüre bücken. Die Sonne meines Lebens ging auf, das große, freundliche Auge fiel auf mich, ich schwankte und fühlte, daß ich erblaßte. Er stand stumm. Eine Purpurgluth schoß über sein Gesicht, sein Blick strahlte im ersten Augenblick, im zweyten heftete er ihn zu Boden. Was dann vorging, weiß ich nicht. Ich sank auf einen Stuhl, es flirrte mir vor den Augen. Als ich mich wieder besann, stand er vor mir, eine meiner zitternden, eiskalten Hände zwischen den seinigen haltend, die ebenfalls bebten. Ich konnte nicht sprechen, aber sein großes Auge, aus der Umschattung der dunkeln Wimpern hervorblickend, lag lange, sehr lange mit unbeschreiblichem Ausdruck auf mir.

Wie soll ich mir diese Erscheinung erklären, gnädige Frau? sagte er endlich: Wie sind Sie hierher gekommen?

Ich sah ihn an. Bertha! Was sollte ich antworten? Es war Etwas in seiner Frage, das

mir den Hals zuschnürte. So, so hätte er nicht fragen sollen! Was ihm mein Blick gesagt haben mochte, weiß ich nicht. Er ließ meine Hand fahren, und stand eine Weile mit gesenktem Haupte vor mir. Dieses Schweigen, dieser Empfang regten unwillkührlich ein Gefühl auf, das ich sonst wohl gekannt, das aber, gegenüber von Fahrnau, sich noch nie in meiner Brust geregt hatte. Ich stand stolz und kalt auf und sagte: Es ist ein seltsamer Zufall, Herr von Fahrnau! Meine Gesundheit machte mir das Athmen der Gebirgsluft nothwendig, der Arzt drang in mich, die letzte Zeit des sinkenden Jahres zu benützen, und dieser Mann war mir bekannt. Das ist das Wort des Räthsels.

Er schwieg noch immer. Jetzt wand sich ein tiefer, langer Seufzer aus seiner Brust, sein Auge hob sich wieder und ruhte auf mir. Dann blickte er um sich her, auf die kahlen Wände, die niedrige Decke, das Geräth, das mich umgab, und das freylich mit einigen von mir mitgebrachten Stücken in dem schneidendsten Contraste stand.

Und in dieser ärmlichen Hütte wohnt Rosalie? sagte er endlich. Ein feines Roth überzog seine Wangen und eine liebenswürdige Verle=

genheit schien auszudrücken, was er zu sagen zu zart war, aber es spiegelte sich in seinen Blicken. Sein Auge fiel unendlich freundlich, beynahe zärtlich auf mich: Kann das zarte, hohe Wesen sich in dieser Wildniß gefallen?

„Man kann Alles, was man ernstlich will, und der Gott in unserm Busen gebeut.“

Er schien vor dem Verstehen dieses Gedankens betroffen. Gnädige Frau! rief er: Ich glaube, es ist nicht gut, daß wir uns hier, daß wir uns je gefunden! Er ergriff seinen Hut, und entfernte sich nach wenigen Augenblicken.

Ich hatte ihn ganz verstanden. Kein Gedanke kann in seiner Brust emporkeimen, der nicht in demselben Augenblick vor meiner Seele stände. Diese Bestürzung, dieß rasche Forteilen erschreckten mich nicht. Ich hatte den Kampf in seinem Innern erkannt und — vorhergesehen. Sein schönes Herz ist zu rein, um nicht von einem Vorurtheile, das es lange werth hielt, schmerzlich befangen zu werden, wenn eine neue, heiligere Macht es abzuschütteln befiehlt, und die schwachen Fäden des unhaltbaren Bandes verletzen doch die zarte Fühlbarkeit dieser Seele, wenn sie sich erhebt, sie zu durchreißen.

Aber das Gewaltsame der Scene hatte mich

sehr angegriffen. Ich fühlte mich krank, und gab mir keine Mühe, wie ich sonst gethan, wenn ich unter theilnahmlosen Menschen lebte, es zu verbergen. Ich legte mich bald, und fühlte mich auch am nächsten Morgen noch sehr schwach. Das Wetter war entsetzlich, ein Orkan heulte durch die engen Felsenschluchten, prasselnder Regen stürzte auf das niedrige Hüttendach und von da lärmend auf das Steinpflaster des Hofes. Ich verließ das Bett nicht. Ein Jäger von Fahrnau kam, sich um das Befinden der fremden Dame zu erkundigen. Meine Kammerfrau gab Bescheid. Hatte sie aus Liebe zu mir die Gefahr bedeutender gesehen? Hatte sie nach Gewohnheit der Menschen ihres Standes sich wichtig zu machen gesucht, indem sie Wichtigeres verkündigte? — Genug, in zwey Stunden trat Ludwig in mein Zimmer. Die Tropfen rieselten aus seinen braunen Locken und aus der schneeweißen Halsbinde, die der Mantel nicht ganz bedeckt hatte.

Mein Gott! Sie sind krank! rief er, indem er auf mich zueilte, und meine Blässe und Erschöpfung die unbesonnene Antwort der Dienerinn zu bestätigen schienen.

Jetzt ist mir besser! sagte ich, richtete mich auf und stützte mich auf die Kissen. Ach, ich

hätte so gern mehr gesagt! Mein Herz wallte über von Freude; aber sein düsterer Blick scheuchte das vorschnelle Wort zurück.

„Krank! Und hier, in diesem Hause, in dieser unfreundlichen Jahrszeit!“

Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich die Übertreibung der guten Anne schalt. Nach und nach schien er sich auch zufrieden zu geben, und der Zwiespalt in seinem Innern sich zu legen. Das war's, was ich erreichen wollte, und es fing an, mir zu gelingen. Er setzte sich vor mein Bett, ich nahm mein Tuch und drückte das Wasser aus seinen Haaren, ich bath ihn, das nasse Halstuch abzulegen, und schlang unter lieblichem Kosen und Scherzen eines meiner feinsten Indischen Musselintücher um seinen Hals. O, Bertha! Welche selige Tändeley! Welche paradiesischen Momente! Abgelöst von allen irdischen Verhältnissen, nur Mensch zum Menschen, nur liebendes Wesen zum Geliebten, empfanden wir uns in der reinen Glückseligkeit des goldnen Zeitalters, das einst die ganze Menschheit beglückte, und das jetzt noch jeder bessere Mensch aus seinem Inneren, wenn auch nur auf kurze Zeit, hervorzuzaubern im Stande ist.

Seitdem ist er zweymahl hier gewesen, aber

nicht schnell hintereinander. Ich lasse das hingehen, denn ich will nichts übertreiben. Nach und nach muß sein Herz sich doch zurecht finden, und der Gedanke sich in seinem Geist entwickeln, daß unsre Liebe, rein und himmlisch, kein irdisches Band zerreißt, und keine Pflicht verletzt. Ich will ja nichts, als seinen überirdischen Theil, der mein war, ehe wir in diese Hüllen eingeschlossen wurden; ich fordere nur mein Eigenthum zurück, das ich gesucht und erkannt habe, und nun nicht mehr lassen will und kann.

Ich bin weder leichtsinnig, noch verrucht, und ich habe strenge Rücksprache mit meinem Gewissen gehalten. Ich will ihn Eleonoren nicht rauben. Was sie an ihm hat, mag sie behalten; ja, in mancher Stunde, wenn die Phantasie auf ihren Schwingen mich über die schwere Erde und ihre beengenden Verhältnisse erhebt, meine ich oft, es ließe sich Vieles machen, und ich könnte mit ihm und Eleonoren zusammenleben. Ich möchte wie Göthe's Cäcilie sagen: Stella! Nimm die Hälfte dessen, der ganz dein ist! — O nimm ihn ganz! darf ich sprechen: Was er dir ist, sey er dir fürder, bleibt er doch wieder ganz mein!

Meine Gesundheit geht seitdem viel besser,

ich athme Eine Luft mit ihm, und höre täglich von ihm reden. Die guten Bauersleute ehren und lieben ihn als ihren Vater und Herrn. Du solltest aber auch sehen, wie er mit ihnen umgeht! So freundlich, und doch so hoch! So mild, und so würdig! Und das ist nicht etwa Absicht, oder Vorsatz; es strömt aus seinem Inneren, es ist der Ausdruck seines reichen Gemüths.

Vielleicht sehe ich ihn heute. Ich habe Dir gesagt, daß das Wetter abscheulich ist. Der annahende Winter tobt schon in diesen rauhen Felsenthälern, und das niedrige Haus ist dunkel vor Nebel und Regen; aber Er wird es betreten, Sonnenklarheit wird sich ergießen, und eine Stunde himmlischer Seligkeit wird mich auf Engelsfittigen emportragen!

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 12ten October 1810.

Sechs Wochen sind es jetzt, daß ich wieder in meiner Heimath ruhig und vergnügt an meines guten Weibes Seite lebte. Die Stürme, welche jene Auftritte in **bad erregt hatten, fingen allmählig an, sich in meiner Seele zu legen, Thätigkeit, Geschäfte, und vor Allem die Erkenntniß von Leonorens hohem Werth belebten mein Wesen, und erhielten es in angenehmer, befriedigender Spannung, kurz, ich war sehr glücklich. Da kommt vor drey Wochen unvermuthet ein Paket an mich, von Rosaliens Hand überschrieben. Es enthielt ein Buch, das ich ihr geliehen und sie mir zurückzustellen vergessen hatte, und einen Brief. Bruder! Welch einen Brief! Man muß, wie sie, die lebhafteste

Dichterphantasie mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit vereinigen, um so schreiben zu können. Er enthielt zwar kein Wort der Beziehung auf mich, dennoch verstand ich ihn nur zu gut.

Mein Entschluß, wie ich ihn beantworten sollte, war schnell gefaßt, obwohl ich mich des tiefsten Mitleids für die Unglückliche nicht erwehren konnte. Ich schrieb achtungsvoll, ausführlich, aber ruhig, und hoffte, daß hiermit Alles und für immer abgethan seyn sollte. Kaum zehn Tage nach der Absendung dieses Briefes fing sich ein Gerücht an zu verbreiten, daß eine fremde, vornehme Dame mit einer geringen Begleitung sich eine Stunde von hier bey dem Wegscheidebauer für einige Wochen eingemiethet habe. Ich achtete nicht darauf; nur fand ich den Einfall sonderbar, in der jetzigen rauhen Jahrszeit und so kurz vor dem Anfange des Winters sich noch aufs Land und ins Gebirg zu begeben. Ein Paar Tage nachher schien Leonore nachdenklicher als sonst zu werden, und ihre liebevolle Freundlichkeit gegen mich sich zu verdoppeln. Oft sah ich ihr Auge, wenn sie sich unbemerkt glaubte, mit wehmüthigem Ausdruck auf mich geheftet. Ich befragte sie! sie wollte aber von keiner Veränderung wissen, die in ihr vorgegangen

seyn sollte. Indessen kam der Mann, bey dem die Fremde wohnte, zu mir. Der kleine Wildbach neben seinem Hause treibt einen Hammer, auf dem er Stangen schmiedet. Ein Wasserguß hatte vor einiger Zeit die Wehre beschädigt; er bath mich um Unterstützung, damit er den Schaden bessern und sein Gewerbe forttreiben könnte. Ich ging hinauf, und wollte, nachdem ich Alles selbst besehen hatte, wieder umkehren, als der Mann mich mit einer seltsamen Art bath, doch auch seine Wohnung zu besichtigen. Stelle Dir mein Erstaunen, meinen Schrecken vor — denn das war bey Gott das erste Gefühl, welches mich übermannte — als ich Rosalien in der fremden Dame erkannte! Sie schien weniger über meinen Anblick betroffen. Das Ganze kam mir wie eine angesponnene Sache vor, und so schön, so liebend sie aussah, und so sehr sich mir auch das Bewußtseyn aufdrängte, warum sie hier sey, ich riß mich los, und verließ sie etwas schnell und rauh.

Im Heimreiten aber fing die Art, wie ich sie verlassen hatte, dennoch an, mir in der Seele zu wurmen. Ich war nicht nur nicht zärtlich, ich war kaum artig gewesen. Das verdroß mich, nicht bloß, weil ich es gegen eine edle — —

Frau an dem pflichtgemäßen Betragen hatte fehlen lassen, sondern, weil diese Rauhheit mir eine verächtliche Zuflucht schien, hinter die sich meine Schwäche zu verstecken nöthig gefunden hatte. — So war ich denn noch schwach, und das reizende Weib in ihrem Unglück und ihrer unverhohlnen Liebe für mich noch eben so gefährlich, als vorher in **bad!

Unzufrieden, ärgerlich über Rosalien und über mich selbst, mochte ich mich nicht sogleich mit Leonoren zusammenfinden. Ich ritt auf einem Umweg nach Hause, und sie empfing mich mit jener stets gleichen Heiterkeit, die Kummer, Besorgniß, ja selbst eine Krankheit nur leise zu überschleyern, nie zu verscheuchen vermögen, weil sie nicht die Fröhlichkeit des jugendlichen Herzens, oder eines leichten Sinnes, sondern der innere Frieden eines stillen Gemüths ist, das, stets mit sich und seiner Pflicht, und darum mit Gott einig, wie ein sanftes Mondlicht über der Sommernachtgegend schwebt. Ich nahm mir zwar fest vor, Rosalien nur dann wiederzusehen, wenn ich mußte; aber ich wollte sie hierüber sowohl als über mein plötzliches Fortgehen verständigen, und ein solcher Brief war, das sah ich wohl ein, nicht sobald geschrieben. Daher

schickte ich, um meine Unart vom gestrigen Tage doch einigermassen gut zu machen, den Jäger nach Sarning hinüber, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Sie war krank, bedeutend krank. Sie lag in der ärmlichen Hütte, ohne andere Bedienung, als die ihrer ältlichen, etwas einfältigen Kammerfrau, ohne ärztlichen Beystand, und von allen Bequemlichkeiten entblößt, die ihr sorgenfreyes Verhältniß und ihre Kränklichkeit ihr längst zum Bedürfniß gemacht haben.

Die Kammerfrau ließ mich durch den Jäger um Gottes Willen bitten, sie doch zu besuchen, und ihre Dame nicht in dieser Einöde hülflos zu lassen. Ich konnte mich nicht entziehen, und beschloß daher auf der Stelle hinüber zu reiten.

Es war ein schreckliches Wetter. Leonore schien mit Befremden zu hören, daß ich ganz allein ausreiten wollte. Eine schnelle Wolke flog über ihr Gesicht. Ob sie etwas ahnete, weiß ich nicht. Sie blieb und bleibt sich immer gleich, und ich fand es bisher fürs Beste ihr von Allem nichts zu sagen, und das Gewitter, das dem Frieden ihrer schönen Seele und unserm häuslichen Glücke zu drohen schien, ihr unbewußt über ihr Haupt wegzuführen. So suchte ich

eine wahrscheinliche Entschuldigung, und flog nach Sarning.

Rosalie lag zwar zu Bette, aber nur die Einfalt und Anhänglichkeit der Kammerfrau konnten sie hier Gefahr fürchten lassen. Wie sie mich empfing, wie sie sich gegen mich betrug, o Bruder! das rief alle Kräfte meines Inneren auf, um zu widerstehen und ruhig zu bleiben. Wäre sie mein Weib, meine Braut gewesen, es wäre eine Stunde der höchsten Seligkeit in dieser holden Liebeständeley dahingeschwunden! So mußte ich aber für sie und mich Ruhe und Kälte behalten, und dem Zauber kräftig entgegenstehen, der mich in Blicken, Tönen, und Worten immer enger und gewaltiger zu umstricken drohte.

Sehen werde ich sie nur selten, das habe ich ihr ganz offen gesagt. Sie ließ es sich gefallen, obwohl ich, wie sie sagt, dadurch den schönsten Frühling ihrer Hoffnungsblüthen verheere. Kein Vorwurf und keine Bitterkeit kommt über ihre Lippen. Diese Sanftmuth ergreift mich tiefer und rührt gefährlicher an mein Herz, als alle ihre Liebkosungen und ihr reizendes Getändel. Sie ist so dankbar für Alles! Ein Besuch, ein Blick, ein Blumenstrauß kann sie glücklich

machen, ihr zartes Gefühl nährt sich tagelang daran, und ihr Geist findet darin, was er wohl selbst nur aus der Fülle seines inneren Reichthums hineinlegt. Sie liebt mich wirklich, sie leidet durch diese Liebe unendlich, sie leidet mit der sanftesten Geduld, und ich muß es seyn, der alle diese Stacheln in ihr Herz drückt. Aber ich will und werde Leonoren nicht kränken, und Liebe und Ehre sollen auch künftig allein meine Schritte leiten. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 18ten October 1810.

Du beklagst Dich, theure Schwester, über die Kürze und den düsteren Ton meiner beyden letzten Briefe. Ich bin mir nicht bewußt, in einer anderen Stimmung geschrieben zu haben, als sonst; denn meine Laune ist immer gleich und immer heiter. Wenn ich aber nicht immer Zeit finde, längere Briefe zu schreiben, so bedenke, daß die Geschäfte in einer Landhaushaltung viele Zeit wegnehmen, daß ich viel mit meinen Kindern bin, und endlich, daß Pinsel und Pallete doch auch zuweilen mächtig an mein Herz sprechen. Oft, ach, weit öfter, als ich sollte, gebe ich diesen sanften Lockungen Gehör. Ich setze mich hin, an der Spitze meines Pinsels entblüht eine Welt, unschuldiger und schmerzloser,

als die wirkliche um mich her, und ich kann in selige Vergessenheit versinken. Wenn die blühenden Farben auf der reichen Pallete mir entgegenstrahlen, wenn ihre Töne zart auf der Leinwand verschmelzen, die sanften Umrisse sich lieblich schwingen, nirgends eine Härte oder Schärfe erscheint, und alles so weich, so warm und innig vor mir steht, o dann verschwinden auch die Härten und Schärfen der wirklichen Welt aus meinem Blick, und es ist mir in solchen Stunden, als könne es nirgends anders seyn, als auf meinen Bildern.

Ich habe die Skizzen von zwey Gemählden entworfen, deren Gegenstand aus der Geschichte des Cyrus genommen ist. Das erste stellt Panthea vor, wie sie von ihrem Gemahl Abradates vor der Schlacht Abschied nimmt. Mit den schönen Waffen und dem goldnen Helm geschmückt, die sie ihm heimlich bereitet und angelegt, steht er in dem Ausdruck des Helden und des Liebenden vor ihr, empfängt mit Einer Hand von dem Wagenführer die Zügel des Wagens, den er so eben besteigen will, und legt die andere auf Panthea's Haupt, ihr schwörend, daß er in seiner Pflicht siegen oder sterben werde. Die zweyte Skizze stellt sie vor, wie sie am Ufer des

Paktolus den Leichnam ihres, im Kriege für seinen Freund Cyrus gefallenen, Gemahls in ihren Armen hält, und dieser, von einigen Kriegern begleitet, sich ihr von Weitem mit allen Zeichen der tiefsten Rührung nähert. Ich vertiefe mich mit Lust in diese beyden Darstellungen. Es gibt ja nichts Höheres, als reine, eheliche Liebe, nichts Glückseligeres, aber auch nichts jammervolleres, als ein treu liebendes Weib. Es war nicht meine Absicht, aber Abradates trägt auf dem ersten Bild Fahrnau's Züge. Sie kamen von selbst an der Spitze des Pinsels zum Vorschein. Auf dem zweyten hielt mich im Anfang eine ängstliche Ahnung ab, sie darzustellen. Ach, ich konnte mir Ludwig nicht als todt vorstellen, ohne daß mein Innerstes erschüttert wurde! Nun aber habe ich es doch gethan. Die Ähnlichkeit ist zwar nicht auffallend, aber für mein Auge und Herz ist sie es genug.

So stellt das erste Bild die höchste Glückseligkeit des Weibes in der zärtlichen Liebe und dem Ruhme ihres edlen Mannes, das zweyte den tiefsten Jammer eines weiblichen Herzens dar. Und doch! So bejammernswerth Panthea hier am Ufer des Paktolus erscheint, die Leiche desjenigen auf dem Schooß, der ihr, dem Sie

Alles war, so gibt es doch noch einen dunkleren Grad des Schmerzens, als den der armen Panthea. Ach, diese schönen, nun für immer geschlossenen, Augen würden, wenn sie sich wieder öffnen könnten, liebend an ihren Blicken hangen! Diese Hand, die, vom Arm getrennt und nur durch Panthea's Mühe wieder scheinbar mit demselben vereinigt, schlaff und kalt in der ihrigen liegt, würde den Druck dankbar erwiedern, wenn sie noch fühlte! Mit dieser treuen Liebe in der Brust ist er von ihr geschieden, und das Bild seiner Zärtlichkeit und Tugend, eine durch die andere gehoben und verklärt, schwebt wie ein tröstender Engel vor dem thränenvollen Blick. Aber wenn Abradates aufgehört hätte, seine Panthea zu lieben? Wenn er, wie der unglückliche Araspes einer strafbaren Leidenschaft erlegen wäre? — Ja, Clara! Es gibt noch einen tieferen, dunkleren Abgrund des Elends für ein liebendes Herz, als den Verlust durch den Tod!

So, liebe Schwester, ergötze ich mich an den Bildern meiner Phantasie, und bin glücklich in den Stunden, in welchen ich mich in das Reich der Formen und Farben verliere. Ich habe immer gern gemahlt, und die Mutter hat mich oft dar-

über gescholten, wenn ich, zehnmahl von ihr zu Nähpult und Küche gerufen, nicht von meiner Staffeley fort wollte. Damahls murrte mein Herz im Stillen wider geglaubte Strenge. Jetzt danke ich es ihr mit kindlichem Gefühl im Grabe, denn ich habe gelernt, meine Wünsche zu mäßigen, und die Stunden, die ich der Ausübung meines Talents widmen kann, als ein süßes Geschenk anzusehen.

Wohl mag es seyn, daß Andere, die sich ihrer Phantasie ganz hingeben, anziehender scheinen, und daß auch diese Phantasie, wo sie ungezügelt schalten darf, in helleren Blitzen sprüht. Ich werde diesen Pfad nie betreten. Was Männern ziemt, entstellt uns Frauen, und auch die Künstlerinn muß nie aufhören, Frau zu seyn. Aber es sind nur zu Viele, die unter dem Nahmen der Künstlerinnen, der Frauen höherer Art, eine Art von Freybrief zu haben glauben, der sie von jeder Pflicht, als Hausfrauen, Mütter, Gattinnen, von jeder ungelegenen Leistung, oder Beobachtung eingeführter Sitte losspricht, Zwitterwesen zwischen Mann und Weib, die, ewig aufringend und emporstrebend zu einer Selbstständigkeit, welche ihnen die Natur versagt hat, jeden Schein, ja

jeden Anstand kühn verachten, und nur den Eingebungen glühender Leidenschaften, oder eines aufgereizten Nervensystems folgen.

Sonst hassen die Männer diese sogenannten gelehrten oder künstlerischen Frauen; aber wenn äußere Anmuth, feine Buhlerey und Schönheit der Formen einen reizenden Schleyer über das unheimliche Wesen werfen, wenn es zu gefallen versteht, dann verblendet der äußere Reiz über den inneren Gehalt, und man entschuldigt, ja man preiset wohl gar, was man sonst streng tadeln würde. Leb wohl!

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein den 24sten October 1810.

Es muß ein Ende dieses Verhältnisses werden, lieber Carl, auf eine oder die andere Art! Rosalie kann nicht länger in Sarning bleiben, und Leonore muß ihre Anwesenheit früh oder spät erfahren, wenn sie sie nicht schon jetzt weiß, wie ich beynahe aus einigen Dingen vermuthen sollte. Was Rosalie mir schon zum zweyten Mahle ernstlich zugemuthet, geht durchaus nicht an. Denke Dir, daß sie in ihrer dichterischen Seele den Entwurf gemacht hat, zu uns zu ziehen, und den Winter, ja selbst ihr ganzes Leben, bey uns zuzubringen. Durch die Reizbarkeit ihres zarten Baues, durch ihre Kränklichkeit, durch die Schönheit und den himmlischen Flug ihrer Phantasie mehr eine Bürgerinn jener, als

dieser Welt, sieht sie die Hindernisse, ja die gänzliche Unausführbarkeit dieses Planes nicht ein. Die Art von Zuneigung, die sie in ihrem zarten Busen nährt, ist so still, so himmlisch rein, daß wohl die Idee eines solchen Verhältnisses, wie zwey Frauen mit dem Manne, den sie lieben, vereint leben könnten, und er sie beyde, getrennt, und doch im Grunde in Eins verschmolzen, in seinem Herzen trüge, in ihrem Geiste leicht entstehen, und mittelst ihrer Phantasie sich in blühenden Bildern entwickeln kann. Aber hieran ist durchaus nicht zu denken, und eben so schwer, ihr das begreiflich zu machen. Sie kann nicht daran glauben, daß Leonore sich zu keiner solchen Theilung verstehen würde, sie spricht mit Liebe von ihr, wie von einer geliebten Schwester, und begreift nicht, wie eine Seelenverbindung zwischen drey guten, sich innig erkennenden und liebenden Wesen nicht eben so gut bestehen könnte, als zwischen zweyen. Sie will Leonoren keines ihrer Rechte als Gattinn, Hausfrau und unumschränkte Gebietherinn nehmen, sie will nur als meine, oder ihre Schwester in unserem Hause leben, mit ein Paar Stübchen zufrieden seyn und sich allen unsern Gewohnheiten und Ordnungen fügen,

wenn wir sie nur bey uns wohnen, und sie, die unstät Umirrende, die so lange vergeblich nach einem Ruheplatz in der Mitte guter, wahrer Menschen suchte, diese Zuflucht bey uns finden lassen.

Es gehört wirklich viel Standhaftigkeit, alle meine Liebe für Leonoren und alle Rücksicht auf das, was ich mir selbst in den Augen der Welt schuldig bin, dazu, um diesen, mit allem Zauber der Phantasie, mit aller Scheinbarkeit künstlicher Sophismen, und mit aller Gewalt der innigsten Liebe vorgetragenen Bitten zu widerstehen. Aber es muß seyn! Sie kann nicht in mein Haus kommen, und ich darf es Leonoren nicht einmahl ahnen lassen, daß sie es wünscht.

Leonore scheint sehr zu leiden, aber sie verbirgt es mit ungemeiner Kraft. Dieses Benehmen erfüllt mich mit noch höherer Achtung und Liebe für sie. Aber ich kann nicht ungerecht gegen Rosalien seyn, ich kann diese nicht verdammen, weil ein schwächlicher Bau, frühes Unglück und eine allzurege Phantasie, deren schöne Blüthen das Vergnügen so vieler tausend Menschen machen, sie hindern, die Dinge in den bürgerlichen Verhältnissen in ihrem wahren Lich-

te zu sehen, und ihr zugleich die Kraft benehmen, sich so zu beherrschen, wie es Leonore vermag.

Ich sehe sie sehr selten. In den vierzehn Tagen, seit ich ihre Anwesenheit erfahren habe, bin ich kaum viermahl bey ihr gewesen. Das ist doch genau das Geringste, was sich mit der Höflichkeit vereinigen läßt, die man einer Bekannten, einer Frau, und — welcher Frau! schuldig ist. Leonore ahnet mein Opfer nicht, sie nährt wohl gar einen Verdacht, von dem mein Herz mich losspricht; aber sie soll Alles erfahren, sobald ich nur erst die dunkle Wolke, die sich über den Horizont ihres stillen Lebens zusammengezogen hat, unschädlich vorübergeführt, und Rosalien, wie ich hoffe, bald bewogen haben werde, unsere Gegend zu verlassen.

Vier und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Sarning im Gebirge den 18ten October 1810.

Ich bin in einer seltsamen und sehr unangenehmen Lage. Der Winter naht in diesen Gebirgen mit allen seinen Schrecken. Vorgestern fiel schon etwas Schnee mit Regen vermischt, gestern Morgens waren die kleinen Bäche leicht überfroren, heute ziehen schwere, lichtgraue Wolken am Himmel daher, und mein Hauswirth erwartet einen starken Schnee. Die Wohnung ist elend, kein Schutz vor der Kälte, und keine Möglichkeit, auch nur die geringste Bequemlichkeit anzubringen, die dem an die Behaglichkeit einer genügenden Existenz gewohnten Wesen, und besonders einer schwachen, über Alles reizbaren, Persönlichkeit zur Nothdurft geworden ist. Mag der strenge Forderer, oder der in Dunkel-

heit und Entbehrung aufgewachsene Mensch dieß Weichlichkeit und Verwöhnung schelten, ich sehe nicht ab, wie wir, die wir an ähnliche Lebensbedingungen gewohnt sind, dieß Alles entrathen könnten, wovon hier keine Spur zu sehen, und keine Möglichkeit, es zu erzeugen, vorhanden ist. Ich kann nicht länger hier bleiben, aber ich kann auch nicht ohne ihn leben. Und Fahrnau? Ach, er hängt so fest an dem, was er für Pflicht hält, und ist so durchaus nicht von dem abzubringen, was er Leonorens Ruhe schuldig zu seyn glaubt, daß ich mit düsterer Besorgniß in die Zukunft blicke. Jeder leise, oder ausgesprochene Anklang, den ich mehr als einmahl in seiner Seele zu erregen suchte, ob er nicht Leonoren meine Nähe entdecken und sie vermögen könnte, mich als Freundinn und Schwester bey sich aufzunehmen, hat in seiner Seele nie eine antwortende Saite gefunden.

So ist diese Leonore, wie ich es immer dachte, nichts, als ein gewöhnliches Weib, am Äußeren, an Formen klebend, unfähig, sich zur Idee zu erheben, oder die Dinge in ihren wahren Beziehungen zu schauen und das innerste Heiligthum des Menschen zu erkennen. Sie ist eifersüchtig auf ihre Rechte, sie fordert das Ge-

lübde am Altar in seiner ausgedehntesten Bedeutung, und was sie nicht zu begreifen fähig ist, die wunderbaren Tiefen in dem Gemüth dieses herrlichen Mannes, das will sie doch besitzen und mit Niemand theilen, wie der Geitzige den Schatz hüthet, der ihn nicht beseligt, und der, wenn der engherzige Harpagon sich von einem Theile desselben trennen könnte, hinreichen würde, viele Elende froh zu machen.

Ludwig hängt indeß mit inniger Liebe an ihr. Die Listige — denn dazu hat auch der beschränkteste Kopf Schlauheit genug — hat dieses kindliche Gemüth zu fassen, und sich die Herrschaft darüber zu erringen gewußt. Ihr Bißchen Mahlerey und einige Kenntnisse, die sie fertig zu brauchen weiß, machen ihn glauben, daß ein besonderer Geist in ihr wohne, und nun rechnet er es ihr hoch an, daß sie, ein Wesen höherer Art, sich so willig in ihre häuslichen Pflichten fügt. Nun wahrlich! Schon durch das, was ich in * * bad sah, meine ich, es könne sie wenig Überwindung kosten, Pinsel und Pallete mit Nadel und Kochlöffel zu vertauschen! Wo der rechte Geist wohnt, wo der Genius in uns die Adlerflügel regt, da ist es unmöglich, am Boden des eklen, schmutzigen Wirthschaftens zu

kleben und im Staube gewöhnlicher Armseligkeiten umzuwühlen; er trägt uns aufwärts zur Sonne — wir müssen nach!

Aber liegt nicht selbst in dieser Anhänglichkeit an das Weib seiner ersten Liebe, in dieser zarten Scheu seines Herzens, die Bürgschaft für mein künftiges Glück, und ein Himmel von Seligkeit? Wenn es mir nur gelungen seyn wird, diese Vorurtheile von ihm abzustreifen und seinen unbefangenen Blick zu der Klarheit zu erheben, die ihm angeboren ist, und die Gewohnheit und beschränkender Umgang nur getrübt haben, dann, dann werden diese Blumen auch mir duften. O Bertha! Wenn er erst ganz und ausschließend mein ist! —

Ein zweyter Versuch, den ich gewagt habe, ist nicht besser gelungen. Ich wollte nähmlich den Gedanken in ihm wecken, daß er mit seinen zwey liebenswürdigen Kindern für den Winter in die Stadt ziehen sollte, weil denn wirklich die höhere Ausbildung, derer sie so werth als bedürftig sind, bey dieser Mutter und in der Gebirgseinsamkeit nicht zu erreichen ist. Er stutzte auch vor diesem Gedanken, wie vor einem Abgrunde, der sich plötzlich vor ihm geöffnet hatte, ja, ich kann sagen, er schauderte davor. Gewiß

trat ihm auch hier Leonorens kalte, strenge Weigerung, und der Kampf, den er um so etwas Löbliches mit ihr beginnen müßte, wie ein schreckendes Gespenst entgegen!

Ich sinne und sinne mich müde, was hier zum Ziele führen könnte. Nichts biethet sich mir dar. Für List und Verstellung bin ich zu gerade. Was wird aus mir werden? Mein Kopf ist ganz wüste. Leb wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 6ten November 1810.

Der Schleyer ist gewaltsam zerrissen, mein Unglück liegt vor den Augen der Welt offen und klar da, wie es längst vor den meinigen lag, und es wäre unnütze, ja lächerliche Zurückhaltung, auch jetzt noch schweigen und meinem blutenden Herzen den einzigen Trost versagen zu wollen, der ihm bleibt, laut zu weinen, und in Dein theilnehmendes Gemüth den Schmerz zu ergießen, der es schon so lange durchwühlt. O laß mich, liebe Schwester, an Dein liebendes Herz sinken und meinen Jammer ausschreyen, wie Bürger sagt! Er hat so lange in der wunden Brust gegraben, er ist so gewaltsam beherrscht worden; nun sprengt ein Zufall die täuschende Hülle, und die eingeschloßne

Flamme bricht um so heftiger hervor. O, ich bin ohne Maaß elend!

Ich sollte Deiner vielleicht schonen, Clara! Aber wer hat denn meiner geschont? Hat nicht das Wesen, auf das ich mein ganzes irdisches Glück gebaut habe, mich getäuscht und verrathen? Du allein darfst es wissen, dem stummen Blatt darf ich es vertrauen, und so drängt sich alle Kraft des lang verhaltenen Schmerzens in Einen Punct der Klage zusammen: Ludwig ist treulos!

Was Dir damahls das Gerücht hinterbrachte, als wir in **bad waren, was ich Dir abläugnete, was ich der Welt, mir selbst verbergen wollte, so lange ich noch Hoffnung einer Änderung hegte — es ist wahr, es ist unzweifelhaft! Ludwig liebt die Sarewsky, er hat heimliche Zusammenkünfte mit ihr, er opfert ihr mein Herz, seinen Ruf, vielleicht das Glück seines Hauses.

Sie ist ihm auch hierher nachgezogen, die Buhlerinn! Aller weiblichen Würde, alles Wohlstandes vergessend, hat sie, als seine Liebe für mich noch stark genug war, ihn von ihr loszureißen, seine Abwesenheit nicht ertragen können. Was kann denn so ein Weib ertragen, die nie

gelernt hat, ihre Launen und Leidenschaften zu zügeln!

Der Ruf hatte die Anwesenheit einer fremden, kranken Dame, die sich oben im Walde bey einem Eisenarbeiter eingemiethet hatte, um jetzt noch — im Anfange des Octobers — der Landluft zu genießen, in der Gegend verbreitet. Eine böse Ahnung fuhr mir durchs Herz, als ich es hörte. Ob Fahrnau etwas errieth, weiß ich nicht. Er blieb die ersteren Tage ganz unbefangen, und ach, er war so liebenswürdig in seiner kindlichen Offenheit, in seiner schön gebändigten Kraft, die eine sanfte Bitte, ein flehender Blick zu entwaffnen im Stande ist!

Nach und nach wurde sein Betragen ungleicher. Eine seltsame Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, er war zerstreut und manchmahl zog es ihn mit erhöhter Zärtlichkeit zu mir und den Kindern. Aber er ging nicht öfter aus, als sonst, und blieb nicht länger weg. Daß die Fremde jene Sarewsky war, wurde mir aus Manchem, was das Gerücht verkündigte, immer wahrscheinlicher; doch hoffte ich auf Ludwigs Liebe, auf sein Pflichtgefühl. Ich bemühte mich, immer gleich und heiter zu scheinen, er sollte nicht ahnen, daß ein Verdacht in meiner Seele lebe,

das unverſehrte Zutrauen ſollte die heilige Scheu, und dieſe die Treue und die Pflicht bewahren.

So vergingen gegen drey Wochen. Ich glaubte zu fühlen, daß Fahrnau's Wärme gegen mich ab = und in eben dem Maaße ſeine Unruhe und Ungleichheit zunahm. Ich ſchwieg noch immer, ich beredete ſeine Zerſtreuung nicht, und beantwortete die jähen Aufwallungen ſeiner Zärtlichkeit mit gleicher Liebe. Es war mir ſo ſüß, mein ängſtlich klopfendes Herz an das ſeine legen, und in wohlthätiger Vergeſſenheit einige Augenblicke an ihm ruhen zu können! Vielleicht wäre es möglich geweſen, ſchon damahls durch Nachforſchungen mir Gewißheit zu verſchaffen; aber ich haſſe dergleichen heimliches Thun, und warum hätte ich auch vorſchnell die Hülle wegreißen ſollen, die mir mein Unglück wohlthätig verbarg?

Geſtern hat ſie die Hand des Zufalls und abſichtsvolle Zudringlichkeit nur zu ſchmerzlich zerriſſen. Es war ein heller Morgen nach einigen ſehr ſtürmiſchen Tagen voll Schneegeſtöber, das die Thäler angefüllt und ringsum ſchon Schlittenbahnen eröffnet hatte. Fahrnau hatte den Abend vorher ſeinen Schlitten beſtellt. Er wollte zum Förſter hinauffahren, mit dem er

zu sprechen habe, wie er sagte. Früh vor Tage stand er auf und war fort, als ich mit den Kindern erwachte. Gegen neun Uhr verfinsterte sich der Himmel aufs Neue, der Sturm vom vorigen Tage erwachte, ein ungeheures Flockengewimmel erfüllte die Luft. Mir wurde bang. Nach meiner Rechnung konnte er eben auf dem Rückweg seyn. Ich kenne diese engen Thäler, diese pfadlosen Wüsten, wenn der Sturm den Schnee aufhäuft und jedes Zurechtfinden fast unmöglich macht. Ich zählte die Minuten an der Uhr.

Es wurde eilf, halb zwölf Uhr. Jetzt hätte er längst da seyn müssen, wenn kein Unglück geschehen war. Meine Angst stieg mit jeder Secunde. Ich schellte, der Jäger sollte aufsitzen und dem Herrn entgegen reiten. In dem Augenblick sprengte ein Reitknecht von unserm Nachbar Norbeck auf den Hof. Die Eile des Burschen, die ungewöhnliche Erscheinung, und daß die Försterwohnung nur eine halbe Stunde von Ensheim liegt, übergoß mich mit eiskalten Schauern. Ich ließ den Reitknecht heraufkommen und — Gott, was mußte ich hören!

Unweit Ensheim hatten Sturm und Schneegestöber Fahrnau's Pferde scheu gemacht, sie rissen aus, schleppten den Schlitten über Stock

und Stein und warfen ihn unweit vom Schlosse über eine Anhöhe in den gefrornen Wildbach hinab. Ich erblaßte. — Ist Fahrnau verwundet? Lebt er? rief ich angstvoll.

Der Herr Baron hat sich nicht viel gethan, und nur die Hände vom Halten der Zügel ein Bißchen verstaucht, erwiederte der Bursch mit widerlichem Lächeln: Aber die Frau von Sarewsky —

Sarewsky? fuhr ich auf, und erschrack vor dem Klange meiner Stimme bey diesem Nahmen. Der Reitknecht hatte mich gewiß verstanden. Ich fühlte, daß ich glühend roth ward.

Ja, die Frau von Sarewsky, fuhr er mit demselben Lächeln fort, mit der der Herr Baron, wie es heißt, in die Residenz reisen will. — Hier brachen meine Kniee, und ich mußte mich an einem Stuhle neben mir halten — „Sie fällt von einer Ohnmacht in die andere und läßt den Herrn Baron keinen Augenblick von sich. Da hat nun der gnädige Herr Graf mich herübergeschickt, um Euer Gnaden von dem Unfall Nachricht zu geben, damit Sie es nicht vielleicht auf eine schreckhafte oder ungeschickte Weise erführen."

Was in mir vorging, während der Bursch

das Alles breit und weit auseinander setzte, kannst Du leichter denken, als ich beschreiben. Alles, was ich vermochte, war, mich zu besinnen, daß er ausgeredet habe. Ich ließ mich bey dem Grafen bedanken, und schickte den Reitknecht mit einem Geschenk weg; dann sank ich in einen Stuhl, und ob ich das Bewußtseyn ganz verloren, ob nur dunkle Gedanken sich verworren in meinem Geiste jagten, weiß ich nicht. Ich erwachte nach einer geraumen Weile. Die Uhr schlug Eins. Ich klingelte, ließ den Kindern das Essen bringen und warf mich aufs Bette; denn ich fühlte mich so angegriffen, daß ich weder einen Gedanken fassen, noch mit irgend Jemand sprechen konnte.

Nach und nach kam meine Besinnung, und mit ihr die klare Ansicht meines Unglücks zurück. So war ich denn verrathen, geopfert! So hatte er nicht allein sie ohne mein Wissen besucht, es waren Plane unter ihnen abgeredet worden, sie waren miteinander auf dem Wege gewesen! Wohin? mochte Gott wissen! Und wenn es auch nicht nach der Residenz war, wie Norbeck mir sagen ließ, so war es doch immer ein verbothener Weg, auf dem ein Zufall ihr Verständniß und ihre heimliche Liebe der

Welt zu ihrer und meiner Schande bloßgegeben hatte.

Gott! Wie habe ich das um Fahrnau verdient! Tausend Plane, tausend Vorsätze, wie ich mich gegen ihn betragen, wie ich dem falschen, meineidigen Herzen begegnen wollte, arbeiteten in meiner Brust, mein Kopf brannte, ein stechender Schmerz drückte an meine Stirn. Ich war ordentlich krank. Während dessen hatte es angefangen, dunkel zu werden, und plötzlich hörte ich seine Stimme. Ich sprang vom Bette auf, um das Schloß an meiner Thüre abzulassen, denn ich konnte ihn jetzt unmöglich sehen. Er kam sogleich daran, er rüttelte, ich hörte die Jungfer reden. Sie ist krank? rief Fahrnau, — und seit wann? Die Antwort der Jungfer verstand ich nicht. Und eingeschlossen? rief er wieder. Mein Gott, wenn ihr nun etwas zustößt? — Eleonore! Mach' auf! Ich bin's, Eleonore!

Der Treulose! Mit welchen Tönen der innigsten Theilnahme er diese Worte sprach!

Sie hatten durch mein Herz geschnitten. Thränen, deren Linderung ich seit der Stunde, welche mein Unglück entschied, nicht empfunden hatte, strömten heftig hervor. Ach das ist die

Gewalt des Geliebten, der Zauber seiner Stimme, wenn wir gleich wissen, daß sie nur geheuchelte Gefühle ausdrückt! Ich regte mich nicht. Er sprach noch Einiges vor der Thür, rief noch ein Paar Mahl, und ging dann. Ich weinte recht lang und weinte mich müde. Eine schwere Betäubung senkte sich endlich auf mich, und ich vergaß auf ein Paar Stunden mein Elend. Als ich erwachte, hatte der stechende Schmerz in meiner Stirn nachgelassen, aber Krämpfe regten alle meine Nerven unleidlich auf. Ich bedurfte Hülfe, schloß die Thüre auf und schellte. Die Kammerjungfer erzählte mir, Fahrnau sey noch drey bis vier Mahl an meiner Thüre gewesen, und habe sich sehr ängstlich nach mir erkundigt; dann habe er mit dem Kammerdiener gesprochen, sey noch eine Weile hastig im Zimmer auf und abgegangen, habe endlich sein Pferd satteln lassen, und sey in Sturm und Nacht hinaus, den Weg gegen Ensheim zugeritten.

Zu wem — als zu ihr, um zu sehen, wie es ihr nach dem ausgestandenen Schrecken ging? So rief es mit allen Stimmen meines schmerzlich erregten Gemüthes. Die Kammerjungfer brachte mir, was meine Lage forderte. Mir ward endlich leichter, aber ich fühlte mich sehr

erschöpft. Die Kinder kamen, ihr Anblick zerriß mir das Herz. Ach ihre Züge, besonders Adolphs, sind die seinigen — und er verläßt sie und mich um eine Fremde? Ich erwarte ihn mit der Nacht. Er kam nicht. Meine Unruhe begann von Neuem. Tausend Möglichkeiten, tausend schmerzliche Bilder zogen wild durch meinen Kopf. Ich sah ihn bey ihr, in ihren Armen, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, ich hörte ihn die Schmeichelworte und Liebkosungen an sie verschwenden, die mir gehörten, und ich glaubte verzweifeln zu müssen. Kein Schlaf schloß meine Augen, ich konnte in dieser Zerrüttung meines Innersten nur zu Gott jammern, nicht mit Fassung und Ergebung bethen. Ach dazu war mein Schmerz noch zu wild, zu neu!

Es ward Mitternacht, es schlug zwey, drey Uhr — ich war noch allein. Gegen Morgen erbarmte sich ein mitleidiger Schlaf meines erschöpften Körpers, und ich konnte einige Stunden schlummern. Als ich erwachte, war meine erste Frage nach ihm. Er war zurückgekehrt, aber ganz vor Kurzem, und sehr mißmuthig und blaß.

Ich konnte ihn nicht sehen. Wie, um Gottes Willen, soll ich ihm entgegentreten, was ihm sagen, wie auf seine Fragen antworten?

Meine Erschöpfung diente mir zum Vorwand, und auch Fahrnau hat sich in sein Kabinett eingeschlossen; ich aber habe diese Zeit benützt, um Dir zu schreiben, und mein zermalmtes Herz in Etwas zu erleichtern. Ich fühle auch, daß mir besser ist, als vorher. O meine Schwester! Was wird aus dem Allen werden? Sehen, sprechen müssen wir uns doch. Unberührt können diese Vorfälle nicht bleiben, und — o mein Gott! was wird da zur Sprache kommen?

Sechs und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Mathilde Haller.

Aus der Residenz den 10ten November 1810.

Ich bin seit gestern in der Residenz, wo ich für diesen Winter zu bleiben denke. Lassen Sie, liebste Mathilde, Anstalten treffen, mir mit allen meinen Leuten und Sachen so bald als möglich nachzukommen! Sie werden mir zwar wohl zürnen; denn ich bin Ihnen entwischt, und es war unfreundlich von mir, die Lebensgefährtinn, die so treuen Antheil an meinem dunkeln Schicksale genommen, so lange ohne Kunde von mir zu lassen. Aber ach, Mathilde! Es war das dunkelwaltende, feindselige Schicksal, das mich Unglückliche seit der Geburt verfolgt und mir jede Freude zerstört. Jetzt hat es mich hierher verschlagen, und ich muß seinen gebiethenden Winken folgen. Mein Herz ist zerrissen, das

Glück, das ich mit aller Anstrengung meiner Kräfte zu erreichen strebe, flieht vor mir zurück, und nicht einmahl die Ruhe, die der Bettler nach seinem jammervollen Tagwerke genießt, nicht einmahl Ruhe wird mir zu Theil! Meine Adresse folgt. In der großen, weiten Residenz möchten Sie mich sonst schwer finden. Kommen Sie bald!

Sieben und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 12ten November 1810.

Schwester! Was habe ich gethan! Zu welchem Betragen habe ich mich durch die unselige Lebhaftigkeit meines Temperaments verleiten lassen, die, so oft bekämpft und gestraft, doch immer wieder erwacht, die mir schon in früherer Zeit manche trübe Stunde gemacht und mich jetzt neuerdings hingerissen hat, zu thun, was ich nicht sollte, und was die verderblichsten Folgen für mein ganzes Leben hätte haben können!

Mein letzter Brief an Dich muß das Gepräge eines verworrenen, höchst aufgereizten Gemüths tragen. Ich schäme mich dessen, und beschwöre Dich, mir ihn bey Gelegenheit zurückzusenden. Es soll kein solches Denkmahl meiner Schwäche und Selbstvergessenheit auch nicht in

Deinen Händen sich befinden. Gib mir ihn zurück, und laß das Andenken daran auch in Deiner Seele verlöschen!

Ich hatte den Brief damahls kaum gesiegelt, und dem Bothen, der eben abging, mitgegeben, als man mir unsern Pfarrer meldete. Er trat ein. Sein Gesicht verkündete etwas Ungewöhnliches, und er bath mich, zu verhindern, daß Fahrnau uns nicht überrasche, ja überhaupt von seinem Hierseyn nichts erfahre. Eine kalte Hand griff bey diesen Worten in mein Herz. Ich hatte seit gestern so viel Schreckliches gehört, und was stand mir vielleicht noch bevor?

Der Pfarrer begann. Fahrnau war Tags vorher, als es schon dunkelte, bey Sturm und Gestöber zu ihm gekommen, und hatte ihn um die Erlaubniß gebethen, die Nacht bey ihm zuzubringen. Der ehrwürdige Greis, unser Beichtiger und Freund, erstaunt über dieses seltsame Begehren, willigte freundlich ein, und fand Fahrnau sehr verstört und unruhig. Nachdem er Schreibgeräthe begehrt hatte, sandte er seinen Reitknecht nach Ensheim mit einem Billet, schrieb dann noch tief in den Abend hinein, und ließ ein versiegeltes Paket, an den Pfarrer überschrieben, auf dem Tische liegen. Dann kam

er zum Abendessen, aß aber wenig, sprach noch weniger, und schien mit schweren Gedanken beschäftigt. Beym Schlafengehen both er dem Pfarrer, mit ernstem aber sehr weichem Ton, gute Nacht, und fragte, um wie viel Uhr er Messe zu lesen pflege? Der Geistliche nannte die Stunde. „Nun, so werde ich einige Augenblicke früher kommen. Ich wünschte meine Beichte zu verrichten.“ Der Pfarrer sah ihn bestürzt an. Er drang in ihn, zu sagen, was er vorhabe? Fahrnau aber weigerte sich, und suchte durch einen gezwungenen Scherz auszuweichen. Am andern Morgen verrichtete er seine Andacht mit Rührung und Ernst, und eilte sogleich nach Ensheim. Es war noch nicht völlig Tag. Der Pfarrer blieb in ängstlicher Sorge zurück. Ungefähr nach anderthalb Stunden sah er Ludwig zu seiner großen Freude wiederkommen. Er war ziemlich heiter, aber etwas bleich und erschöpft, und wie der Pfarrer meint, an der linken Schulter verwundet. Das Paket, welches er auf dem Tische gelassen, nahm er wieder mit, und ritt nach Hause. Aus Allem ging die Vermuthung hervor, daß er sich mit Norbeck geschlagen habe, und die gestrige Geschichte die Ursache des Zweykampfs gewesen sey. Das Paket, an dem er den

Abend zuvor lange geschrieben, hatte vermuthlich Anordnungen auf den schlimmsten Fall enthalten, und, o Gott, wie nahe war dieser! — Und er war es — das sagte mir mein Gewissen — um meines thörichten Betragens willen, das ihm aufgefallen seyn, und ihn zu Nachforschungen veranlaßt haben mußte! Er hatte die Ankunft des Norbeck'schen Reitknechts erfahren, er konnte mein Betragen deuten, und zu welchem Entschluß hatte es den heftigen, im Punct der Ehre so empfindlichen Mann gebracht!

Der Pfarrer hatte mich bald verlassen. Eine Fluth von Gedanken stürmte auf einmahl mit schmerzlicher Gewalt auf mich ein. Fahrnau war den Abend nicht bey Rosalien gewesen. Ich hatte ihm großes Unrecht darin gethan. Konnte ich wissen, ob und in wie weit ich es nicht auch mit den gestrigen Vermuthungen, die mir als lauter Gewißheiten erschienen waren, gethan hatte? Mein Betragen gegen Ludwig trat nun in dunkle Schatten, und in eben dem Maaße verklärte sich sein theures Bild immer mehr und mehr vor mir. Wenn er gefehlt hatte, wenn Sinnenreiz und listige Verführung ihn für einen Augenblick vom Pfad des Rechten abgelenkt hatten; wie konnte ich es wagen, ein unerbittli-

ches Urtheil über ihn zu fällen, ich, die bloß auf einen langgehegten und scheinbar bestätigten Verdacht hin mich von Eifersucht und Hitze so weit hatte hinreißen lassen, ihn gar nicht zu sehen, und ihm mit kindischem Trotze jede Erklärung unmöglich zu machen! Und wenn er nun im Zweykampf unglücklich gewesen, wenn er gefallen wäre? O, Clara! Noch jetzt durchschauert mich Todeskälte bey dem Gedanken, daß ich Schuld daran gewesen wäre!

Über diese Vorstellungen hatte ich meinen Unmuth gegen ihn, meine Vorsätze, mein gestriges Leiden, Alles vergessen. Die beleidigte Eitelkeit — denn das war ja doch meine Eifersucht — wurde durch die Vorstellung in Staub gedemüthigt, wie armselig ich gehandelt hatte, und die Möglichkeit einer Gefahr für Fahrnau, seine wirkliche Verwundung überwogen noch den letzten Rest der Kränkung. Bald darauf trat er ein. Es war Essenszeit. Die Kinder und ihr Lehrer folgten ihm. Ach mich dünkte, ich hätte ihn nie so liebenswürdig gesehen! Ein stiller Ernst lag über seine edlen Züge verbreitet, er war blaß, seine Bewegungen waren langsam, und der linke Arm, den er beständig im Kleide trug, erinnerte mich an das viel größere Un=

glück, das hätte geschehen können. Ich ging ihm in großer Bewegung entgegen. Er beantwortete meinen Gruß freundlich, aber ernst, und einige Verwunderung schien sich in seinen Blicken zu mahlen. Wir setzten uns zu Tisch. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm abwenden. Es war deutlich, daß seine Wunde ihn am Gebrauch des Arms hinderte, und manchmahl glaubte ich einen Ausdruck plötzlichen Schmerzens sich in den zusammengebissenen Lippen äußern zu sehen. Jetzt war es mit meiner Fassung zu Ende. Mir traten die Thränen in die Augen, aber ich gab mir alle Mühe, heiter zu scheinen, damit er meinen Ernst ja nicht mißdeute. Es war ein Glück, daß wir nicht allein waren.

Nach dem Essen setzte er sich zu mir auf den Sopha. Ich reichte ihm den Kaffeh und leistete ihm alle die kleinen Dienste, die sein verwundeter Arm ihm nöthig machte. Mein Herz schlug hörbar, meine Hand zitterte, und alle Augenblicke fürchtete ich, die Thränen nicht zurückhalten zu können. Aber er schwieg, und ich auch. Keines hatte den Muth, zu berühren, was vorgefallen war. Endlich gingen die Kinder mit dem Lehrer hinaus, und Ludwig stand auf, um ebenfalls das Zimmer zu verlassen. Jetzt

war es die höchste Zeit, eine Spannung zu endigen, die ich nicht mehr ertragen konnte. Ich folgte ihm. Ludwig! sagte ich: Du leidest? Dich schmerzt dein Arm?

Was fällt dir ein! antwortete er.

O, ich weiß doch — du bist verwundet.

Seine Stirn zog sich in Falten. Wer hat dir das Mährchen gesagt?

„Der Pfarrer war heute Morgens bey mir. Zürne nicht, Ludwig, und erlaube mir, nach deiner Wunde zu sehen und dich zu pflegen!“

Eleonore! rief er heftig und finster: Das ist nicht dein Ernst.

„Doch, doch! Ach ich kann dich nicht leiden sehen.“

Hier, rief er noch heftiger, indem er mit der rechten auf sein Herz drückte: Hier ist eine Wunde, die noch tiefer schmerzt, und die Niemand heilen will!

Ich verstand ihn. Ich wollte antworten, aber meine Thränen brachen hervor.

So ist's recht! rief er: Ergieße dich in Thränen! Brich in Klagen aus! Laß mich es recht empfinden, wie unglücklich ich dich gemacht habe!

Ich fühlte das Gewicht und die Wahrheit

seines Vorwurfs. Im Bewußtseyn meines Unrechts faßte ich seine Hand, führte sie an meine Lippen und sagte: Ich weiß, ich habe mich gestern nicht betragen, wie es recht war. Vergib mir!

Ha! schrie er, und schlug sich vor die Stirn: Auch das noch! Sie bittet mich um Verzeihung!

„Aber was soll ich denn?"

Vorwürfe sollst du mir machen, weinen, klagen, wenn es dich drückt, mir mein Unrecht vorwerfen, aber nicht deinen Kummer in dich verschlucken und krank werden! Sage, was du auf dem Herzen hast! Sprich! ich kann mich vertheidigen, aber ich kann auch bekennen.

Ich warf mich an seine Brust. Ich konnte keine Worte finden. Meine Thränen strömten, und ich lag weinend an seinem Herzen.

Er neigte sich zu mir, unsere Lippen ruhten lange und innig aufeinander. Endlich erhob ich mich, und sagte: Aber nun erlaube mir, deinen Arm zu pflegen!

Nein, antwortete er: Noch nicht! Es liegt noch Etwas auf meinem Herzen, das erst heruntergesprochen werden muß. Es muß Alles klar und wahr zwischen uns seyn.

Er umfaßte mich, führte mich zum Sopha

zurück, und begann nun. Die Sarewsky war ihm nachgereiset. Er hatte keine Ahnung ihrer Nähe gehabt, als sie ihn durch den Bauer, bey dem sie wohnte, zu sich locken ließ. Er war in allem nur fünf bis sechs Mahl bey ihr gewesen, und hatte sie sehr krank, sehr leidenschaftlich, und sehr unglücklich gefunden. Endlich hatte er sie beym Eintritt der rauhen Jahrszeit vermocht, die Gegend zu verlassen. Sie hatte ihm den Vorschlag gemacht, sie zu mir zu führen, um mit mir und ihm in schwesterlicher Einigkeit hier zu leben. Ein rasender Einfall! Es kostete manchen harten Sturm, der hierüber mündlich und schriftlich ausgefochten wurde. Endlich wich sie der Nothwendigkeit; aber Fahrnau mußte ihr versprechen, sie zum letzten Beweise seines Mitleids auf die nächste Poststation zu führen, wo ihr Reisewagen stand, den sie auf unsern Bergwegen nicht hatte brauchen können. Er willfahrte ihr. Bey Ensheim, wo die Straße vorbeygeht, schreckten die Pferde und warfen den Schlitten um. Man kam ihnen vom Schlosse zu Hülfe. Rosalie war wirklich ohnmächtig; aber sie erhohlte sich wieder, und, sobald Norbecks Chaise angespannt war, fuhr sie mit ihm und Fahrnau nach der nächsten Station. Ihre Kam-

merfrau war schon dahin vorausgegangen. Fahrnau übergab sie dort ihrer Pflege. Norbeck wollte sie noch eine Strecke weit begleiten. Ludwig aber eilte nach Hause, wo ich ihm seinen Kampf und Sieg so schlecht lohnte. Durch den Kammerdiener erfuhr er Norbecks absichtliche Voreiligkeit, konnte sich nun leicht mein unartiges Benehmen erklären, ward wüthend gegen ihn, forderte ihn auf diesen Morgen, gab ihm ein Andenken dieser Stunde, und ward selbst in der Schulter leicht verwundet.

Ich sah nun klar, wie Alles gekommen war. Ich konnte Ludwig nicht mehr beschuldigen. Mir war eine Centnerlast vom Herzen gefallen, aber dennoch blieb noch eine schmerzende Stelle zurück, die seine ganze kindliche Offenheit nicht zu heilen vermochte, und die eben durch die Überzeugung seines Werths noch weher that. Ich kämpfte lange mit mir selbst. Dann fragte ich endlich: Und liebst Du Rosalien?

Er blickte mich ernst und düster an, und sagte dumpf: Nicht, wie dich.

Also doch?

Ich kann nicht unwahr seyn, und in dieser heiligen Stunde keinen Schatten von Lüge auf mir haften lassen. Rosalie ist sehr unglücklich,

und sehr liebenswürdig. Ihre Phantasie hat ihr Herz in unseliger Leidenschaft auf mich gerichtet. Ich konnte nicht gleichgültig gegen sie bleiben, ich bin es nicht. Hier hast du mein Bekenntniß!

Ein Schauer rieselte durch meine Glieder. Ich schwieg einige Augenblicke. Dann faßte ich mich, ergriff seine Hand und sagte: Wohl, ich bin auch hiermit zufrieden. Aber Ludwig! Bleib wahr gegen mich! Laß mich deine erste, deine vertrauteste Freundinn seyn! Er sank in meinen Arm. Es war ein schmerzlicher, ein heiliger Augenblick!

Als ich ruhig genug war, bath ich ihn nun, mich nach seiner Wunde sehen zu lassen. Er ließ es geschehen. Sie war nicht bedeutend, aber schmerzhaft, und ungeschickt verbunden, was hauptsächlich die Ursache seines Leidens war. Ich hohlte Scharpie, Leinwand, Balsam, wie ich es immer für solche Fälle in Bereitschaft habe; aber was ich oft an Fremden, an unsern Unterthanen ohne Erschütterung hatte thun können, regte jetzt mein Innerstes auf. Meine Hand zitterte, und meine Thränen hinderten mich manchmahl am Sehen. Er fühlte es, und küßte mir mit dankbarer Rührung die Hände.

Ein Fieber, das sich zu seiner Wunde gesell=

te, und wohl auch durch die Bewegung des Gemüths vermehrt wurde, hindert ihn seitdem auszugehen. Er ist den ganzen Tag um mich und die Kinder. Er ist so hingegeben, so weich mit uns Allen! Ach, es ist eine wehmüthige, aber schöne Zeit! Ein überaus zartes Verhältniß waltet jetzt zwischen uns. So muß, wie ich glaube, denen zu Muthe seyn, die wissen, daß der geliebte Gegenstand an einer unheilbaren Krankheit leidet, obwohl jetzt die Rosen seiner Wangen noch blühen, und daß er ihnen über kurz oder lang entrissen werden wird. Magst Du mich eine Thörinn schelten, die den Mann ihrer Liebe inniger umfaßt, weil sie weiß, daß noch eine Andere neben ihr in seinem Herzen lebt; ich kann nicht anders, und ich glaube, es ist so sehr gut. Nicht, als ob ich meine Ansichten und meine Handlungsweise zur Richtschnur für Andere aufstellen wollte — bey anderen Ehen mag das vielleicht nicht angehen — aber für mein Glück und mich ist es eben recht, daß ich nicht anders bin. So liebt mich Ludwig, so habe ich durch zehn Jahre einer glücklichen Ehe mich gegen ihn benommen. Ich habe seinen Character nicht studirt, ich habe mich hineingefühlt, und mein Herz hat mich die Weise gelehrt, die ihm die liebste ist. So

hoffe ich, wenn es auch recht unglücklich geht, doch seine Achtung und zärtliche Freundschaft zu erhalten. Er soll und wird es fühlen, daß es doch kein Mensch auf der Welt besser mit ihm meint, und ihn wahrer liebt, als sein Weib.

Diese Liebe, nicht Selbstbeherrschung und Berechnung, hat mein Betragen in **bad geleitet, und ich habe ihn glücklich aus gefährlichen Netzen zu mir herübergezogen. Diese Liebe hat mich in seinen Leiden, in dem Gedanken, daß ich ihm Unrecht gethan, die herbste Qual finden lassen, und der lebhafte Wunsch, seine Schmerzen zu stillen, und ihm meine Reue zu zeigen, hat jene Scene voll heiliger Rührung herbeygeführt. So habe ich Alles, Alles durch Liebe und Demuth gewonnen, und hätte durch Stolz und Eitelkeit bald Alles verloren.

Dieser Liebe und Gottes väterlicher Leitung will ich auch ferner vertrauen. Sie werden mir durch mein schwieriges Verhältniß forthelfen. Gottes Leitung war es ja sichtbar, die den Pfarrer gerade in jenem entscheidenden Augenblick zu mir führte, von dessen Stimmung, wenn ich Ludwig zum ersten Mahle wiedersah, Alles abhing. Gott hatte mir durch den Mund

seines frommen Dieners mein Unrecht gezeigt, mein Herz war durch Reue erweicht, die Liebe bestieg ihren alten Thron wieder, und herrscht, und herrsche von nun an unumschränkt in meiner Brust. Ja, Schwester! Durch Liebe läßt sich viel, ich glaube beynahe, Alles bewirken. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 20sten November 1810.

Sturm und Schneegestöber haben mich aus meinen Bergen hierhergetrieben. Dort in der unbequemen Einengung der unwohnlichen Hütte war es unmöglich zu überwintern. Darum gab ich meinem Bestellten in der Residenz den Auftrag, mir eine artige Wohnung hier zu miethen. Er hat sie mir auf einem der besten Plätze verschafft, und meine Haller ist auf mein Verlangen vor acht Tagen mit allen meinen Leuten und Sachen angekommen. Ich bin nun eingewohnt. Die bekannten Gegenstände umgeben mich, und es sammelt sich ein Cirkel um mich, indem Viele von denen, die ich in **bad kennen lernte, hier wohnen. So könnte mir denn recht leidlich seyn, wenn mein Geist nichts als gesellige Verhältnisse

suchte, oder wenn in irgend einer der Gestalten, die sich um mich bewegen, ein eigentliches Gemüth lebte.

Es ist doch etwas unbeschreiblich Hohles um diese gesellschaftlichen Menschen. Zusammengeblasen aus den verschiedensten Enden und Bedingungen der Welt, trotz alles natürlichen Contrastes in eine conventionelle Form gezwängt, der das rohe, gemeine, oder schale Innere mehr oder weniger widerstrebt, nur angesprochen von Nichtigkeiten der laufenden Tage, nur bestimmt von dem Urtheil ihres Gleichen, drehen sie sich im schwindelnden Kreise ewig wiederkehrender Armseligkeiten herum, schminken das fahle Antlitz des verblichenen Lebens mit grellen Farben markloser Zerstreuungen, matten sich ab in glänzendem Elend, und finden einen erbärmlichen Triumph darin, es einander an prächtiger langer Weile und eleganter Abspannung zuvor zu thun.

Ein ekelhaftes Geschlecht! Nicht einmahl zu kräftig wilden Thaten, zu tüchtigen Verbrechen haben sie Elasticität genug. Sie sind bloß schlecht. Gewinnen, Erlisten und Erraffen, ist ihres Geistes höchste Kraftäußerung, das also Gewonnene auf eitle Art vergeuden, ihr Genuß. Ge-

müth haben sie keines, vermuthen keines, und ehren darum keines an Andern. Mich sucht man auf, aus Ton, aus Neugierde. Man muß doch diese Rosalie kennen, muß doch wissen, wie die Frau aussieht, die im ganzen Vaterlande gelesen, bewundert und in Ländern anderer Zungen mit Achtung genannt wird, man muß mit ihr gesprochen haben, und Etwas von ihr zu erzählen wissen. So treibt denn der Wind der Neugier und Eitelkeit eine Menge müßiges Volk um mich herum, und hier und da ist doch etwas Gehaltvolleres darunter. Befriedigend ist Nichts, und ich halte es auch hier nicht mehr lange auf diese Art aus. Ermüdet von dem schalen Geschwätze des Nachmittags und Abends lege ich mich erschöpft zur schlaflosen Ruhe, und stehe müder als am vorigen Tage wieder auf, um eben so nichtigem Treiben entgegenzusehen.

Kennst Du das Mährchen von Göthe, wo in der lieblichen Gegend Thiere, Blumen, und der wunderschöne Jüngling im königlichen Purpurmantel, Jedes nach seiner gewohnten Art sich bewegt, und zu leben scheint, und doch in allen diesen kein Geist, kein wahres Leben, sondern nur Schein und starre Entseelung ist? so ist es hier. Wenn man diese Menschen, ihr re-

ges Treiben, ihr Durcheinanderwimmeln sieht, sollte man glauben, es wären empfindende, selbstbewußte Wesen. Es ist nicht also, und es ergreift mich ein Grausen, daß es nicht so ist, und ich mich unter ihnen finde, wie der Taucher: Unter Larven die einzige fühlende Brust! Mich schaudert oft, wenn ich in diesen bunten Kreisen sitze, wenn die Gestalten um mich her sich regen, aufstehen, niedersitzen, hingehen, sprechen, lachen, und mich der grauenhafte Gedanke überfällt, daß das lauter Maschinen, Automate sind, die von mir nichts wissen, nichts verstehen, und das, was sie zu sagen scheinen, gar nicht denken oder meinen!

Es muß anders um mich her werden, Bertha, sonst laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren. Und, dem Himmel sey Dank! dem festen Willen, dem echten Geist und dem Golde hat noch selten etwas mißlungen. Ich will aber fest, mein Geist wird die rechten Wege finden, und wenn mein Geld Genüsse, Zerstreuungen, und Glanz um jene Menschengestalten herzaubert, die einzig darin ihres Lebens Zweck und Gehalt finden, wenn ich sie dadurch meinem Willen dienstbar mache, ist wohl dann das elende Metall, das, selbst schwer und widerstrebend, den

Menschen so gern zu sich herab und auf die Erde zieht, aus der es gegraben worden, zu einem schöneren Gebrauch veredelt worden?

Noch schwebt mein Plan mir dunkel vor. Undeutlich und verworren regt es sich in der Tiefe; aber die Formen und Umrisse werden sich entwickeln, Jedes wird an seinen Ort treten, der Weg, den ich zu gehen, die Menschen, die ich in Bewegung zu setzen, die Mittel, die ich anzuwenden habe, Alles wird sich klar vor mir gestalten. Es wäre doch nicht das erste Mahl, daß Rang, Einfluß und politische Wichtigkeit ohne es zu wollen, oder zu ahnen, im Dienste geistreicher Liebenswürdigkeit gestanden und ihre Befehle vollzogen hätten. Der Dichter trägt die Welt im Busen. Ihm ist keine menschliche Sinnesart, kein Standesverhältniß fremd, er erkennt sie alle, wie sie sind, im Spiegel seines Genius, und er weiß, wie Jedem zu Muthe ist. So weiß er auch, wie er sie handhaben muß. Hat er gleich sonst den Blick auf höhere Welten gerichtet, und achtet er nicht das Treiben und Trachten der Gegenwart, so kann er doch, wenn diese mit ihren eintönig lästigen Forderungen dringend auf ihn zutritt, sie gewaltig ergreifen, und zu seinen Zwecken dienend benutzen. Pe-

trarca war Staatsmann, und Ariost Gesandter. Und wer hat Schillern die ewigen Berge der Schweitz gezeigt, die er schildert, als wäre er unter ihnen groß geworden? Ja, die Welt liegt in des Sängers Brust, und so denn auch ihre List, ihre Feinheit, ihre Politik. Ich will nicht unglücklich seyn, ich will besitzen — die Welt mag sagen, was sie will! Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von O'born an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 26sten November 1810.

Gestern endlich, theure Mutter, kam Ihr sehr verspäteter Brief vom 10ten dieses an, der die Antwort auf die im Anfang dieses Monaths von der gütigen Tante an Sie gestellte Frage enthielt, ob Sie mir wohl erlauben wollten, den Winter ganz bey ihr in der Residenz zuzubringen, nachdem ihre unangenehmen Geschäfte ihr den Aufenthalt in der Hauptstadt nöthig, und ihre mißliche Gesundheit treue Pflege und fröhliche Gesellschaft unentbehrlich machen. Sie sind so gütig, zu bewilligen, daß ich bey der armen Tante bleiben, und ihr seyn darf, wessen Sie, dem Himmel sey Dank, im Genusse ungestörter Gesundheit und in kräftiger Thätigkeit gar nicht bedürfen.

Der Gang der Angelegenheit, und der Schneckenschritt der Geschäfte dehnen unsern Aufenthalt, der auf höchstens sechs Wochen berechnet war, zu fünf oder sechs Monathen aus, und die Ungewißheit des Ausgangs wirket durch das Gemüth auch sehr auf den Körper der kränklichen Frau. So zerstören der Winter und der Proceß, was der Sommer und die Badecur gut gemacht hatten, und ich fürchte, wenn wir mit Ende des Winters zu Ihnen kommen, wird die gute Tante genau auf eben der Stufe der Besserung stehen, als da, wo sie Sie verließ, und ich will froh seyn, wenn es dabey bleibt.

Mir geht es übrigens hier sehr wohl, und ich habe Ihnen eine sehr bedeutende Nachricht zu geben. In den Abendcirkeln bey Graf Elmswerth erscheint seit ein Paar Wochen ein junger Mann, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und dessen angenehme Gestalt, Geistesbildung und Reichthum, schon ehe er erschien, der Gegenstand vieler Gespräche war. Wahrlich, der Ruf hat nicht zu viel von ihm gesagt. Graf Milota ist nicht so schön, wie Fahrnau, aber er ist zierlicher gebaut; sein Witz ist nicht so blitzend, möchte ich sagen, wie Lothars, aber er ist ansprechender. Überdieß ist er der einzige Sohn

eines der reichsten Häuser in seiner Provinz, hat auf einer fremden Universität studirt, dann eine Reise durch die bedeutendsten Länder Europens gemacht, und kommt jetzt in sein Vaterland zurück, um sich, wie man sagt, eine Braut zu wählen. Sie können denken, welche Bewegungen seine Erscheinung in der Mädchenwelt erregte, und welche Plane und Schritte da gemacht wurden. Ich sah dem Spiele eine Weile zu, und konnte es um so ruhiger, als mir nicht entgangen war, daß er mich bemerkt und bereits unter dem übrigen Schwarm unbedeutender Geschöpfe zu unterscheiden angefangen hatte. Neulich in der Soirée wußte ich das Gespräch auf Musik und Declamation zu lenken. Lehmbach, der zu seinem Unglück gegenwärtig war, ergriff hastig die Gelegenheit, in mich zu dringen, und die Frau vom Hause, froh, ihre Gesellschaft angenehm unterhalten zu können, stimmte mit ein. Ich gab nach, spielte Guitarre, sang und declamirte endlich. Milota's Augen hingen unverwandt an mir. Ich konnte deutlich sehen, was in ihm vorging, und wie das Bedeutende der Erscheinung unter Umgebungen, in denen er sich so etwas nicht vermuthend war, ihn ergriff. Seitdem habe ich ihn stets an meiner Seite,

und Lehmbach will verzweifeln. Ich sehe wohl deutlich, daß mich der arme Mensch wirklich liebt, und es thut mir leid. Aber wer heißt ihn auch in Gesellschaften ein Herz mitnehmen, das man verlieren kann? Gegen Milota kann er doch auf keine Weise den Vergleich aushalten. Ich habe genaue Erkundigungen über diesen eingezogen. Alles bestätigt die erste Ansicht. Milota ist die glänzendste Parthie, die jetzt in der Residenz und vielleicht in der Monarchie zu machen ist. Ich werde vorsichtig seyn, aber nichts versäumen, was mich je eher je besser zum Ziele führen könnte. Was mir einigermaßen unangenehm fällt, ist, daß die Tante für Lehmbach sehr eingenommen ist, und mir über mein Betragen gegen ihn Vorwürfe macht. Mein Gott! Ich bin mir ja nicht bewußt, mehr als freundlich und belebt in seiner Gegenwart gewesen zu seyn, weil er wirklich Verstand hat, und unter dem Kreise, der mich in **bad umgab, der Bedeutendste war. Jetzt ist es anders. Die Residenz ist kein Badeort, die Gestalten sind mannigfaltiger, die Wahl ist größer, und es ist nicht meine Schuld que tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier.

Noch eine Neuigkeit in der großen Welt ist

die glänzende Wiedererscheinung der berühmten Frau. Sie werden errathen, daß ich die Sarewsky meine. In **bad liefen zuletzt gar wunderliche Gerüchte über sie, ihre Herkunft, ihre frühere Lebensweise u. s. w. herum. Vermuthlich um noch unangenehmeren Entdeckungen auszuweichen, denen man auf der Spur war, ging sie nach . . tz. Von dort verschwand sie nach ein Paar Wochen plötzlich, ließ ihr Gesellschaftsfräulein, ihre Domestiken, kurz Alles zurück, und man wußte nicht, ob sie mit einem neuen Verehrer entflohen war, oder ob sie vielleicht ihren Gläubigern hatte entweichen müssen; denn ihr Aufwand ist wirklich ungeheuer. Auf einmahl erscheint sie hier, bewohnt ein äußerst kostbares Quartier auf einem der ersten Plätze der Stadt, sieht blühender aus, als je, macht ein schönes Haus, erscheint mit Glanz, wo sie sich zeigt, und es gehört zum guten Ton, bey ihr eingeführt zu seyn. Der Oberhofmarschall ist ihr erklärter Verehrer, und man spricht davon, daß sie es noch durchsetzen wird, bey Hofe aufgeführt zu werden. Ich kann das nicht begreifen; denn man weiß ja, daß sie von der Rotüre, und ihr Vater, wie ich höre, ein abgesetzter Lutherischer Prädicant war. Ihre zahlreichen Män-

ner sollen wohl meist aus guten Familien gewesen seyn, aber das kann doch den Flecken ihrer Geburt nicht bessern.

Eben so räthselhaft, wie sie, aber auch eben so bemerkt, ist jener Lothar, auf dessen Beschreibung Sie sich wohl aus meinen frühern Briefen erinnern werden, und der unter der unbestimmten Hülle eines Kunstliebhabers, Künstlers und eines Originalgenies vielleicht ein noch unbestimmterers Inneres verbirgt. Er hat sich hier ein Bißchen entsanscüllotirt. Er kleidet sich mit Anstand, ja mit Eleganz, der ungeheure Schnurrbart ist bis auf einen leichten Schatten verschwunden, und schönere Wäsche, als er trägt, habe ich nie gesehen. Doch selbst in dieser Eleganz ist ein Streben nach origineller Einfachheit sichtbar.

Er hat, wie man sagt, hier wichtige Protectionen, und soll ingeheim in diplomatischen Geschäften gebraucht werden. Manche halten ihn für einen Französischen Emissär, und andere flüstern sich in's Ohr, er sey einer der ersten und vielwissendsten Oberen eines geheimen Ordens. Was ich bemerke, ist, daß er ungemein viel Geist, ausgebreitete Kenntnisse, aber eine böse Zunge und eine besondere Kühnheit hat.

Daher macht er sein Glück, wo er will. Bey mir würde es ihm aber wohl fehlen. Das sieht er, und weicht mir aus.

Doch ich habe Ihre Geduld mit lauter Unbedeutenheiten ermüdet, ich schließe daher, und küsse tausendmahl Ihre mütterlichen Hände.

Dreyßigster Brief.

Bertha von Selnitz an Lothar.

* gau den 1ten December 1810.

Ich möchte Ihr Erstaunen und die Miene sehen, mit der Sie diesen Brief entfalten und ausrufen: Von Bertha! Nun, was kann die mir wollen! Freylich, lieber Freund! Es sind jetzt beynahe fünf Jahre, seit keine Zeile mehr zwischen uns hin und her geflogen ist, wie sonst wohl öfter geschah. Seitdem hat sich in und um uns Viel geändert, und — les journées se succedent sans se ressembler. Aber ich will Ihrem Erstaunen und Ihrer Verlegenheit mit einem Mahle ein Ende machen, indem ich Ihnen sage, daß ich Ihnen bloß schreibe, um Erkundigungen über unsere Freundinn Rosalie von Ihnen einzuziehen, Erkundigungen, die mich höchlich interessiren, und die

ich, wie jetzt die Sachen zu stehen scheinen, schwerlich von ihr selbst erhalten werde.

Der letzte Brief vom 20sten November, den ich von ihr bekam, ist eine lange Hieroglyphe für mich. Was soll ich von einem Schreiben aus der Residenz denken, da ich sie mitten in den Bergen vermuthete? Was von einem Brief, in welchem ein gewisser Nahme gar nicht genannt ist, der sonst mit Flammenzügen, wie durch ihr Herz, so durch ihre Briefe ging? Krank scheint sie nicht zu seyn, und auch nicht so verzweifelt, wie ich es vermuthen würde, wenn jenes Verhältniß gewaltsam zerbrochen worden wäre, aber sehr verdrießlich, angeekelt von Allen, ärgerlich, und voll geheimer Plane. Sollte ihre Leidenschaft so schnell verlöscht seyn? Sollte Sättigung sie aus der so sehnlich gewünschten und mit so viel Heftigkeit gesuchten Nähe vertrieben haben? Das wäre eine sonderbare, aber nicht ganz neue Erscheinung in Rosaliens Gemüth, welches wohl schon mehrmahls das heftig Ergriffene schnell wieder fahren ließ, wenn es sie in die Ruhe stiller Sicherheit wiegte, und sie nicht mit ewig neuen Kämpfen und Ängsten in ewig neuer Spannung hielt. Doch auch in diesem Falle würde sie, wie ich glaube, offenherzig mit mir

gesprochen haben, wie sie es sonst that, wenn so eine zum Himmel lodernde Flamme, die Alles um sie her und sie selbst zu verzehren schien, vor dem Hauche des Zufalls oder einer neuen blendenden Erscheinung in todte Asche zerfallen war. Aber zu schnell scheint es mir auf jeden Fall, und in ihrem ganzen Briefe keine Spur einer Veranlassung zu dieser großen Umwälzung!

Und endlich, was sollen die Plane bedeuten, von denen sie spricht? Es scheint, als ob sie irgend eine Intrigue, oder eine weit aussehende Machination vorhätte. Will sie etwa gar eine Rolle auf dem Theater der Politik spielen? Macht ihr ein Minister, ein Prinz den Hof? Ist der ländliche Apoll aus ihrem Herzen verdrängt? Hat dieser seinen Vortheil so wenig verstanden, daß er sich ihr ohne Rückhalt als willige Beute hingab? Oder hofft sie nun auf einer erhabneren Bühne durch ihren Geist zu glänzen, und die kleinen Hände im großen Spiel zu haben*)? Ich verstehe kein Wort, aber ich sterbe vor Neugierde.

Wenn Sie nur einen Funken Mitleid mit dieser weiblichen Schwäche haben, und sich vor-

*) Göthe's Tasso.

stellen können, wie mich nach Auflösung aller dieser Räthsel verlangt, so schreiben Sie mir so bald als möglich, und lassen es mich nicht entgelten, daß durch einige Zeit Ihr Andenken bey mir in Schatten gestellt, und ein Band ganz aufgelöst zu seyn schien, das billig als Freundschaft und gegenseitiges Wohlwollen hätte fortdauern sollen, und in meinem Herzen wirklich fortgedauert hat, wenn Ihnen auch kein äußeres Zeichen davon erschien! Leben Sie wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Lothar an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 7ten December 1810.

Sie haben Recht, gnädige Frau! Ich war allerdings erstaunt, als ich Ihre Schrift auf dem Umschlag eines Briefes an mich erkannte, an mich, den Sie nicht nur seit so langer Zeit mit keiner Zeile, sondern selbst in den Briefen an Ihre Freunde mit keiner Erwähnung beglückten. Was war also natürlicher, als der Gedanke: Die schöne Frau bedarf deiner, und diesem Bedürfniß, nicht deiner Persönlichkeit, hast du den Brief zu danken? So errieth ich im ersten Augenblicke den Inhalt Ihres Schreibens im Allgemeinen, und meine Sehergabe hatte mich weniger getäuscht, als manchen Andern, der seine Eingebungen aus erhitzter Phantasie schöpft. Sie möchten Etwas wissen? Ich soll es Ihnen sagen? Gut! Hierzu wird aber vor allen Din=

gen erfordert, daß ich selbst unterrichtet sey, und das bin ich nicht.

Sie wissen, oder wissen vielleicht auch nicht, daß meine Denkart bey der liebenswürdigen Rosalie sehr dunkel angeschrieben ist. Ich bin ihr ein unheiliges und viel zu reales Wesen, als daß sie, deren Herz wie Thespis Wagen nur Schatten und Idole tragen kann*), mich begreifen, oder gar mit mir sich befreunden könnte. Nun freylich! An Schatten fehlt es nicht, wenn man die ansehnliche Zahl der Lieblinge, die einst in ihrer Seele geherrscht haben, und nun für sie abgeschieden sind, berechnet, und kaum haben die Hexen im Macbeth so viele Könige aus Banco's Geschlecht im Zauberspiegel gezeigt, als wir solche herrschende und wieder verschwundene Königsschatten im Herzen der schönen Frau nachweisen könnten. Jeder war zu seiner Zeit ein Idol, begabt mit allen Eigenschaften, die sie an ihm wünschte, und gekleidet in die Gestalt, die der eben damahls Erwählte trug.

Den jetzt regierenden Heros werden Sie wohl aus ihren Briefen kennen, doch gewiß

*) Schiller.

nicht in seiner wahren Gestalt, sondern nur in der dichterischen Verklärung, worin unsere phantasiereiche Freundinn ihn sieht. Hören sie also einmahl einen Unparteyischen, und lassen Sie sich von mir aus eben jener Sehergabe, die den Inhalt Ihres Briefes errieth, das Schicksal dieser Leidenschaft vorhersagen! Fahrnau ist schön, er hat vornehmen Anstand, der aber nicht immer der wahre ist, er ist gutmüthig aus Temperament, tapfer aus Unbesonnenheit, hochmüthig um seiner Geburt willen, und er macht sein Glück bey den Damen. Es kam mir oft unbegreiflich vor, welche allgemeine Theilnahme er in **bad erregte. Doch wer vermöchte diese ätherisch feinen, leichtbesaiteten Seelchen zu begreifen, die, in zarte Hüllen eingeschlossen, jedem Eindruck offen, unsre Lust und unsre Qual machen, von denen man Alles erwarten, und bey denen man auf nichts rechnen kann?

Auf geradem, officiellem Wege, meine schöne gnädige Frau, ist es mir, wie Sie aus dem Vorigen sehen werden, unmöglich, Ihnen etwas Zuverläßiges über unsere Freundinn zu melden; indeß bin ich doch im Stande, so ziemlich Ihren Wünschen zu entsprechen, und es soll mich freuen, wenn mein Bericht Sie einigermaßen

befriedigt, und mit Wohlgefallen an den Commissionär erinnert, der mit Vergnügen Ihren Befehlen nachlebt.

Wo Frau von Sarewsky war, als sie plötzlich aus **tz verschwunden, und wie es ihr Anfangs in ihrer ländlichen Ein = oder Zweysamkeit ging, werden Sie besser wissen, als ich. In der großen Welt weiß man kaum, daß sie in Sarning gewesen, man trägt sich mit den albernsten Geschichten, und ich habe daher nicht ohne Mühe endlich den wahren Zusammenhang erfahren, den ich Ihnen hiermit mittheile.

Rosalie hatte einige Wochen in dem allerglücklichsten Zusammenseyn mit dem jetzigen Idol ihres Herzens zugebracht. Alles begünstigte die Liebenden. Die arglose Leonore ahnete nicht, daß ihre furchtbarste Feindinn in der Nähe sey, und Fahrnau, so wenig Kopf er sonst hat, war doch listig genug, seiner Frau ein X für ein U zu machen, und verliebt genug, um den tollen Plan zu entwerfen, mit Rosalien geradezu durchzugehen! Wohin sie ihre Schritte zu lenken gedachten, und welche ferne Wüsteney sie, wie Atala und Chactas, in ihre Schatten bergen sollte, weiß nur Gott und vielleicht die beyden Liebenden. Vielleicht, sage ich! Denn bey Verliebten

ist ein folgerechter Plan wohl immer eine große Voraussetzung. Genug, es war Alles verabredet, und sie hatten schon eine hübsche Strecke im Schlitten zurückgelegt, als ihnen der Unstern oder Leonorens Schutzgeist den einfältigen Norbeck in den Weg führte. So waren sie ertappt, verrathen. Leonore erfuhr die scandalöse Geschichte, und wurde krank. Fahrnau forderte den ungebethenen Einmischer, schlug sich, wurde schwer verwundet nach Hause gebracht, und mag jetzt eine Gardinenpredigt zu hören bekommen, die ich nicht mit ihm theilen möchte. Die schöne Rosalie aber floh nach der Residenz, spielt die Unbefangene meisterlich, hat den Oberhofmarschall zum getreuesten Verehrer, weiß den alten Herrn trefflich zu kirren, und sucht sich mit allen bedeutenden Personen am Hofe zu befreunden. Was sie eigentlich vorhat, kann man nur errathen, denn sie hüllt es in das undurchdringlichste Geheimniß. Daß es aber keine politischen Zwecke sind, dafür stehe ich. Diese dichterische, schöne Seele sieht in ihren Träumen die große Welt, den Hof und alle Staaten viel zu tief unter sich. Ich wäre daher vielleicht sehr geneigt zu glauben, daß sie darauf hinarbeitet, ihren Liebling in die Stadt zu locken. Ist das, dann

gehört er ganz ihr; aber er gehört ihr dann auch nicht lange mehr. Nicht als ob er ihrer so bald überdrüssig werden würde — dazu ist er viel zu leidenschaftlich — aber sie wird die Sicherheit des Besitzes einschläfern, und ihn der Reue und den Vorwürfen seiner beleidigten Ehehälfte preisgeben. Das ist das Prognosticon, welches ich dieser Liebe stelle, und zugleich Alles, was ich über diese Geschichte zu sagen weiß. Möchte es Sie befriedigen, meine schöne gnädige Frau, und Sie nicht bereuen lassen, sich an den halbvergeßnen Freund gewendet zu haben, der sich glücklich schätzt, wenn Sie seiner bedürfen wollen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 14ten December 1810.

Es scheint, meine theure Schwester, als ob der Mensch, wenn er recht glücklich ist, dem Himmel mißfiele, und es ist wohl auch möglich, daß es so ist. Wir sind ja hier, um zu lernen und um zu glauben; dort erst sollen wir schauen und genießen. Ich war glücklich, liebe Clara, glücklich, wie wenig Menschen es sind; und als ich so recht mitten im innigsten, bewußtesten Gefühl meines irdischen Wohlseyns stand, da griff die Hand der Vorsicht in die Blumenbeete meiner Freuden, pflückte die schönsten ab, knickte andere, daß sie nicht wieder aufstehen, und streckt sie jetzt noch einmahl aus, um, wie es scheint, mit strengem Entschlusse Alles zu vernichten, was mich still und froh gemacht hat.

Du kannst wohl denken, daß seit den letzten Auftritten der alte Stand der Dinge nicht wieder hergestellt werden konnte. Ich weiß nun, daß in Ludwigs Herzen, wenn auch minder lebhaft, neben dem meinen noch ein anderes Bild lebt; ich weiß, was einmahl gewagt wurde, und was wieder gewagt werden kann und wird, wenn eine zügellose Leidenschaft, die nicht mehr ganz ohne Hoffnung ist, dazu antreibt, und dieß Wissen allein würde hinreichen, wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß, mich aus dem Paradiese meiner Ruhe und Liebe zu vertreiben. Aber ich sehe das Gewitter bereits aufsteigen, das sich über meinem Haupte entladen wird. Ich sehe die geheimen Faden sich schlingen und dehnen, in deren trügerischen Netzen mein ganzes Erdenglück zusammenstürzen soll, und ein Herz, das immer kämpfen und in stets neuen Angriffen sich abmatten soll, muß wohl endlich dem unermüdeten Feind erliegen.

Wenn ich in die Jahre meiner frühen Jugend und ersten Liebe zurückdenke, wie ich Ludwig das erstemahl sah, durch seinen kriegerischen Ruhm uns Mädchen in unsrer Ältern Hause schon voraus angekündigt, und als er bey der Tante ankam, in allem Glanz der Jugend, der

Schönheit und der Ehre! Geblendet, still stand ich in meinem Winkel. Ich konnte nur verworrene Gedanken fassen; denn ich war längst die verlobte Braut eines Mannes, den ich kaum kannte, und von dem mir meine Mutter und meine Freunde sagten, er sey liebenswürdig und tugendhaft. Julius von Tengenbachs Bild war mir stets in freundlichem Lichte erschienen, und der Gedanke ihm einst anzugehören, mir immer lieb. Jetzt erhob sich auf einmahl die Vorstellung dieses unauflöslichen Bandes mit ungewohnter Kälte in meiner Seele, und ein verwirrter Streit begann in meinem Inneren. Erst nach und nach wurde ich meiner Überraschung Meister. Vernunft und Pflichtgefühl verdrängten jeden ungehörigen Gedanken, und ich konnte mich dem schönen Fremdling mit ziemlicher Unbefangenheit nähern. Aber das blieb nicht lange so. Der junge Offizier, um den sich Alles drängte, richtete seine stillen, dunkeln Blicke gerade auf die, auf die allein er sie nicht hätte richten sollen, und die Unbekanntschaft mit meinen Verhältnissen ließ ihn nicht ahnen, daß hier ein unübersteigliches Hinderniß walte. So gab er sich der zarten Neigung hin, die ihn still, aber innig, an mich zog. Du warst damahls im Kloster,

liebe Clara, bestimmt, Dein Leben darin zuzubringen. Der Braut des Himmels durfte ich nichts von den Stürmen sagen, die sich in meiner Brust erhoben. Ich sah, wie die zarte Regung in der Seele des reinen, starken Jünglings immer wuchs, und die Schüchternheit, die ihn abhielt, sich geradezu zu erklären, hielt auch mich ab, oder machte mir es vielmehr unmöglich, ihm zu sagen, daß ich längst das Eigenthum eines Andern sey. Ein Zufall hatte es ihm entdeckt, und nun brach die erst so sanfte Neigung in Flammen wüthender Leidenschaft aus. Was hat er nicht gethan, um eine Verbindung aufheben zu machen, die mir kein Glück, und ihm, wie er damahls glaubte, unabsehbares Elend bereitete! Als er Alles unmöglich fand, und meine Mutter nicht zu bewegen war, das Wort, das sie dem sterbenden Gemahl gegeben, zurückzunehmen, da hielt er es in dem Lande, in dem Welttheile nicht mehr aus, wo ich lebte, und einem Andern gehörte. Er ging mit seines Vaters Einwilligung nach England, und wollte sich von dort nach Ostindien einschiffen. Im Hafen von Portsmuth, im Begriff, Europa vielleicht für immer zu verlassen, traf ihn ein Brief seines Vaters. Meine stillen Gebethe und sein heißes Fle-

hen hatten den Himmel gerührt. Julius hatte selbst das Band zerrissen, das ihn an mich knüpfte, indem er auf der Universität geheirathet hatte. O Clara! Noch zittert mein Herz, wenn ich den Augenblick dieses Wiedersehens mir zurückrufe! Wie er auf Flügeln der Liebe und Ungeduld wieder in sein Vaterland kehrte und zuerst in mein Zimmer trat! Keines vermochte zu reden, keines seine Seligkeit zu fassen. Er lag zu meinen Füßen, an meiner Brust, ehe ich noch recht wußte, wie es kam. Und jetzt? — Sind wir noch dieselben? Ach in meinem Busen lebt noch ganz das alte Gefühl! Seine Leidenschaft war viel glühender. Wie oft hat er mich nicht in der Trunkenheit seiner Freude, und auch schon vorher, als ich mich still gefaßt meinem schweren Schicksal ergab, mit dem er ringen und es bezwingen wollte, der Lauigkeit, des Mangels an wahrer Liebe beschuldigt! Und jetzt? — muß ich wieder sagen!

Ich rufe mir oft jene Bilder zurück. Ach ich weiß Alles noch so genau, jede Regung, jedes Wort! Und wenn ich das Alles überdenke, so meine ich oft, es wäre nicht möglich, es müsse nur ein schwerer Traum, oder eine Betäubung seyn, daß es nun so ganz anders steht, und ich

fürchten muß, dieß Herz ganz zu verlieren, das ohnehin nicht mehr ausschließend mein gehört!

Verzeih, liebe Schwester! Ich sollte Dir erzählen, und verliere mich in Klagen und Träumen. Aber es erleichtert mein Herz, und so trägst Du Nachsicht mit mir!

Vier Wochen waren seit meinem letzten Briefe an Dich in wehmüthiger Stille hingeflossen. Ludwigs Wunde am Arm heilte nach und nach durch meine Pflege; die Wunde seines Herzens suchte ich durch die lindeste Berührung, und die zärtlichste Schonung ebenfalls zu schließen. Er war mir so dankbar für Beydes. Er hielt sich treu und fest zu mir, wie ein verletztes Kind sich an die Mutter schließt, deren verachtete Warnung ihm jenen Unfall zugezogen hatte, und ich bewachte mit eben der Sorge und Liebe eines Mutterherzens jede seiner Bewegungen, suchte ihm Freude zu machen, wo ich konnte, und die Bande wieder fester zu ziehen, an denen eine frevelnde Hand gerüttelt hatte. Da er jetzt mehr zu Hause bleiben mußte, gewöhnte er sich bald daran, immer um mich zu seyn. Er half mir beym Mahlen, er lernte mir kleine Nebengeschäfte ab, und machte sie bald viel geschickter, als ich selbst. Sein richtiger Blick und seine eigne

Fertigkeit im Zeichnen, verbesserten manchen meiner Fehler, und als er einst — ich hatte es nicht gewollt — während ich aus dem Zimmer ging, die Skizzen jener zwey Gemählde aus Panthea's Geschichte fand, und sein Bild auf jeder, und sein zartes Gefühl ihm den geheimen Sinn jener Zeichnungen offenbarte — o meine Schwester, dieser Augenblick zärtlicher, verklärter Liebe wird ewig einer der hellen Puncte in meinem Leben bleiben! Und wenn es noch so dunkel werden sollte, in jenen Augenblicken waren wir Beyde weit glücklicher, als Menschen in der Ordnung seyn können!

So standen die Sachen, und meine Seele fing schon an, sich wieder stillen Hoffnungen zu öffnen, als man eines Nachmittags, wo wir, mit den Kindern plaudernd und lehrend, beysammensaßen, Ludwig einen Brief mit dem Insiegel des fürstlichen Hofes überbrachte. Mich überlief bey dem ersten Anblick ein Schauer. Alles Fremde, Ungewohnte kann so leicht eine Erschütterung an dem jetzt nur schwach befestigten Gebäude meines Glücks verursachen. Der Oberkammerherr schrieb meinem Manne in den verbindlichsten Ausdrücken, daß der Fürst sich seit einiger Zeit schon mehrmahl geäußert habe, warum denn Fahrnau, der

einst so rühmlich gedient habe, der durch Geburt und Thaten einen so ausgezeichneten Platz am Hofe behaupten, und dem Staate ferner nützen könnte, sich und seine Vorzüge so ganz und gar in ländliche Einsamkeit vergraben wolle? Er, der Oberkammerherr, sehe sich verpflichtet, ihm diese wiederhohlten gnädigen Äußerungen des Monarchen zu hinterbringen und ihn einzuladen, auf einem würdigen und glänzenden Schauplatz die Gnade seines Fürsten und den Dank des Vaterlandes zu ernten u. s. w.

Ludwig hatte kaum ausgelesen, als mir sogleich ein ganzes Gewebe strafbarer List, das hier angelegt sey, hell vor den Augen stand. Er schien davon im ersten Augenblicke nichts zu ahnen; aber das Unbegreifliche dieses Schrittes, nachdem man während acht Jahren seiner ganz vergessen hatte, mochte ihn doch nach und nach auf Vermuthungen geführt haben, die er zwar nicht aussprach, um mich nicht zu verletzen, die sich mir aber deutlich in seinen Zügen offenbarten. Er erhob sich, und verließ das Zimmer. Wie mir zu Muthe war, bis er wiederkam, und das Urtheil über mein Leben oder Tod gefällt war, kannst Du besser erachten, als ich schildern. Gegen Abend trat er in mein Kabinett, einen offenen

Brief in der Hand. Er sah etwas blaß aus, aber eine himmlische Freundlichkeit glänzte in seinen großen, dunkeln Augen. Ich habe mich beym Oberkammerherrn entschuldigt, liebe Leonore! hub er an: Ich nehme seinen Antrag nicht an. Meine häusliche Ruhe und Unabhängigkeit ist mir lieber, als aller Glanz des Hofes. Da lies, was ich geschrieben! Er hielt mir das Blatt hin. Überraschung und Freude hatten mir die Sinne benommen. Ich wies es mit der Hand zurück, stand auf, und drückte unter Thränen, und — warum soll ich mich schämen, es zu gestehen? — indem ich halb in die Kniee sank, seine Hand an meine Lippen. Er war bestürzt, er hob mich schnell auf, und drückte mich an seine Brust. Wir hatten uns wortlos verstanden. Keine Sylbe erwähnte des Vorfalls weiter. Der Brief wurde abgeschickt und Alles scheint nun wieder ruhig. Aber Schwester! Schwester! Es wird dabey nicht bleiben. Sie wird nicht nachlassen, nach ihm zu streben, sie wird andere und stärkere Triebfedern in Bewegung setzen, der Kampf, den Ludwig gekostet hat, wird erneuert, der Sieg noch schwerer werden, und — und endlich? O Gott! Was wird dann aus uns werden?

Ich habe keine andere Beruhigung, als die Ergebung in den Willen Gottes. Er hat mir diese Prüfung auferlegt, er wird wissen, wozu. Ach, ich war wohl zu glücklich, und hatte in fortdauerndem Wohlseyn mich vielleicht von Sicherheit und Übermuth einschläfern lassen! Wenn ich dieß lebhaft erkenne und mein Leiden zu meiner inneren Vervollkommnung anwende, dann, hoffe ich, wird der, der uns durch's dunkle Thal des Todes führt, auch mich väterlich mild durch das noch viel dunklere des Verlusts von Ludwigs Liebe führen. Leb wohl!

Drey und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 19ten December 1810.

Sind es die gemeinen Künste zänkischer Xantippen, womit diese Leonore den Mann, der seine Würde nicht aufs Spiel setzen mag, in willkührlichen Schranken hält, oder ist es die Gewalt eines überwiegenden Verstandes, der dieß weiche Gemüth einst mit Hülfe zärtlicher Regungen unterjocht hat, und nun in festen Banden höherer Pflicht und unauslöschlicher Dankbarkeit hält?

Wie dem immer sey, sie arbeitet mir offenbar entgegen, und sie ist mit mir in die Schranken getreten. So beginne denn der Kampf!

Schon in Rosenstein hatte sie mit List oder Gemeinheit ihn mächtig von mir abzuhalten gewußt. Ich spürte deutlich ihren unsichtbaren Ein-

fluß, wie man die Macht eines bösen Dämons erkennt, der in jede unsrer Freuden Gift zu gießen, und aus jeder unschuldigen Begebenheit Gefahr zu bereiten weiß. Sie — oder die Furcht vor ihr, das ist einerley — hat ihn vermocht, meinen dringendsten Bitten und Vorstellungen zu widerstehen, und ihm sogar den Gedanken einer Trennung von mir erträglicher, als den ihres Widerwillens, gemacht.

Ich beschloß, das Gebirg zu verlassen, wo ich ohnehin in dieser Jahrszeit nicht länger mehr bleiben konnte. Fahrnau versprach, mich im Schlitten auf die nächste Station zu begleiten, wo ich meinen Reisewagen, der in den Gebirgswegen nicht zu brauchen war, gelassen hatte. Wir fuhren ab. Die heitere Luft verfinsterte sich bald, Sturm und Gestöber machten die Pferde scheu, und unweit eines Schlosses, das einem von Fahrnau's Freunden gehört, warf der Schlitten um. Man kam uns zu Hülfe. Dieser Zufall hatte unserm Verhältniß eine Offentlichkeit gegeben, in der ich nichts, als das muthige Bekenntniß einer tadellosen Empfindung sah, die ihm aber, in seinem ängstlich zarten Ehrgefühl schrecklicher als der Tod war. Aufgereizt durch vermeinte Beschämung, verletzt in den zartesten

Saiten seines Gemüths, schien er gegen Alles, ja gegen mich selbst gleichgültig, und nur bemüth, das Verlorne wieder herzustellen. Er begleitete mich halbgezwungen bis an die Station, kehrte dann auf sein Schloß zurück, und seitdem keine Zeile, keine Erinnerung an mich, die, aufgelöst in dem Gefühl, ihm anzugehören und ein Theil seines Wesens zu seyn, ihr Leben nur an den Pulsschlägen der Liebe erkennt! Nein, ich kann ohne ihn nicht leben, Bertha! oder vielmehr, ich lebe nur in ihm, durch ihn, ich erkenne mich nur in ihm, und darum muß er mein werden, mein im strengsten Sinne des Worts, mein auf ewig, ohne schonende Theilung!

Sie hat es nicht anders haben wollen. Sie pocht auf ihre Rechte, die ihr Priester und Advocat zusichern, und hält, was sie nicht zu brauchen versteht, mit neidischen Händen fest. Es ist ja doch jedem Geschöpfe erlaubt, sich um sein Leben zu wehren. Er aber, sein Besitz, ist mein Leben... Wer das antastet, verletzt die Bedingungen meines Daseyns. Er ist mein Feind, ich muß mit ihm kämpfen — und ich werde siegen!

Er muß in die Residenz. Darauf steht das Gebäude meiner ganzen Zukunft in diesem und

jenem Leben fest. Er muß aus dem beengenden Gewahrsam der Eifersüchtigen in meine Nähe, und in die Umgebung des frisch wechselnden Lebens. Dann, wenn ihn die Welt mit ihren Ansprüchen an ihn von allen Seiten anregt, wenn das Bewußtseyn seiner Vorzüge ihm zeigt, was er gilt, und was das Leben ihm schuldig ist; dann wird er auch sich und seine häusliche Beschränkung erkennen, sie wird ihn trübe und schal anekeln, er wird sich ihr entreißen, und mir angehören.

Ein Versuch hierzu wurde vereitelt. Die Antwort kam nicht aus Ludwigs Herzen. Er kann die Hoffnung, mich zu sehen, nicht so kalt von sich weisen. Könnte er das? O dann, dann mag dieses kümmerliche Athmen, das eintönige Schlagen dieses Herzens still stehen! Dann mag ich, dann kann ich nicht mehr leben! — Aber nein! Es ist nicht möglich! Er kann mich nicht vergessen haben, sonst müßten die allmächtigen Gesetze der Natur aufhören, und ein Ding müßte zugleich seyn und nicht seyn können! Seine Liebe zu mir und meine zu ihm ist nur Ein Gefühl, denn unsere Seelen sind Eins, und wie das Wasser, in tiefen Krümmungen herumirrend, scheinbar weit voneinander entfernt, sich

doch auf jedem Puncte in gleicher Höhe zu erhalten strebt, und überall nur Eine wagerechte Linie hält, so muß es in unseren Herzen seyn. Übrigens haben mich diese Stürme sehr angegriffen. Ich bin krank. Erschöpft gehe ich zu Bette, und stehe erschöpft nach einer ruhelosen Nacht auf, in der kaum auf Viertelstunden ein heißer, betäubender Schlaf mich besucht. Wenn dieser Zustand nicht bald endet, so erliege ich, ehe ich ihn wiedersehe, oder seine Ankunft zerreißt die mürben Fäden meines Daseyns vollends. O Bertha! Auch das wäre Seligkeit, in seinem Anschauen, in seinen Armen zu sterben!

Vier und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 26ten December 1810.

Meine Augenblicke sind gezählt. Die Zimmer stehen voll Koffer und Kisten. Wir ziehen für diesen Winter in die Residenz. Der Fürst hat Fahrnau bestimmt auffordern lassen, seine Kammerherrendienste, die er durch acht Jahre, seit wir auf dem Lande leben, unterlassen hatte, wieder zu verrichten. Er will ihn sehen, sprechen, und, wie es heißt, in Geschäften brauchen. Hier ist also nichts mehr zu thun, als sich unter die höhere Macht, die das Schicksal der Fürsten, wie das unsrige, lenkt, zu beugen und sich mit Muth zu waffnen. Mein erster Gedanke, als dieß unwiderruflich ausgesprochen wurde, war, daß Fahrnau allein gehen würde. Ich hätte ihn nur mit blutendem Herzen können abreisen sehen; aber ich hätte es gethan, um ihm zu zeigen, daß ich ihm vertraue. Doch in seiner Seele findet

die Idee eines von uns getrennten Lebens nicht Platz, und als wir uns das erste Mahl über die zu ergreifenden Maßregeln besprachen, waren seine Kinder und ich schon fest in seinen Plan verwebt. Die Art, wie er mich bath, ihn zu begleiten, als ich ihm die Kosten eines Winteraufenthalts mit der ganzen Familie in der Residenz vorstellte, zeigte mir, daß er mich durchaus in seiner Nähe wissen wollte. O dieß kindlich schöne Gemüth ahnet nicht, wie unumschränkt es in meiner Seele herrscht!

Mich umschweben lauter düstre Ahnungen. Beym Einpacken streifte sich mein Trauring vom Finger, und aller angewandten Mühe ungeachtet, obgleich ich den Koffer zweymahl ganz umpackte, wurde er nicht mehr gefunden. Auch hat von dem Tage an, da jener Brief vom Hofe kam, sich die bisher heitere Winterwitterung ganz geändert. Nebel, Dunkelheit, ungesunde Nässe erfüllen die Luft, zwey unsrer Domestiken sind krank, und die Wege grundlos. Es ist, als ob uns Alles hier zurückhalten wollte. Und doch müssen wir fort! Man ruft mich ab. Lebe wohl, liebe Schwester! Nächstens mehr aus dem Grabe meiner Ruhe, der Residenz!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline

Frauenwürde

Bd.: 1

Wien (1826)

P.o.germ. 1077-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116239-8